

nunu

Susanne Scholl trifft Ruth Eisenreich in der Albertina •

Eine Hollywood Geschichte von Georg Markus: Franz

Lederer • Pulitzerpreisträger Saul Friedländer im Porträt •

Gedenk-Boom. Vergangenheitsbewältigung im Burgenland

Ausgabe Nr. 51 (1/2013)

Nissan 5773

€ 4,50

www.nunu.at



Susanne Riess

„Es war schon erstaunlich für mich, dass sie plötzlich auferstanden sind aus irgendwelchen dumpfen Ecken.“



Unbeugsamkeit.

Oder mit anderen Worten:
Schön, dass DER STANDARD eine Tageszeitung ist,
die in ihrer Haltung stets aufrecht bleibt.

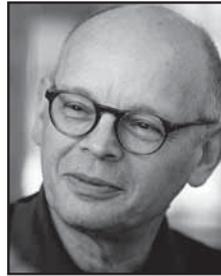


4 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen

Kleine Entwarnung

FOTO ©: RGAUD



VON PETER MENASSE

Seit dem Aufstieg der rechtspopulistischen Parteien, die da hießen FPÖ, dann BZÖ, jetzt wieder FPÖ und dazu noch FPK, gab es immer wieder unterschiedliche Meinungen darüber, was Wähler antreibt, solchen Gruppierungen alten Geistes ihre Stimme zu geben.

Pessimisten sahen in der Zustimmung zu Haider und Dörfler, zu den Scheuchs und zu Strache den Beleg dafür, dass die Rechtsextremen in Österreich weiterhin eine große, eine allzu große Gruppe innerhalb der Bevölkerung darstellen. Diese Position meint, dass die meisten der Rechtswähler ihre Entscheidung treffen, gerade weil sie fremdenfeindliche, antisemitische und demokratiefeindliche Aussagen begrüßen und für unterstützenswert halten. Das wäre ein schrecklicher Befund für die Reife unserer Demokratie, wenn tatsächlich bis zu dreißig Prozent der Menschen so dächten und handelten.

Die Optimisten unter uns waren immer der Ansicht, dass es zwar einen Bodensatz an Nazis, Rechtsextremen und anderen Spinnern gibt, die den Jörgen oder Heinz Christianen wegen ihrer politischen Positionen zufallen, dass aber ein Großteil jener Wähler andere Motive hat. Wut, Defätismus und politische Ahnungslosigkeit wären einige davon. Diese Leute wählen die genannten Parteien trotz und nicht wegen deren mieser Aussagen. Nicht weil es gegen Muslime, Ausländer oder Juden geht, sondern weil sie frustriert, verärgert, verbittert den etablierten Parteien einen Denkkzettel verpassen wollen. Arg genug, wenn man sich von menschenverachtenden Slogans nicht abgrenzen will, aber dennoch erfreulicher, als wenn wir rund um uns fast ein Drittel Extremisten wüssten.

Dieser Disput, ob Österreich zunehmend zu Positionen einer traurigen Vergangenheit neigt oder ob es nur eine große politische Verwirrung gibt, scheint mit den Landtagswahlen in Niederösterreich und Kärnten beantwortet zu sein. In beiden Bundesländern haben die Wähler klar gegen die FPÖ entschieden.

In Niederösterreich kamen die Freiheitlichen nur mehr auf rund acht Prozent, eine Zahl, auf die wir sehr erfreut hinschauen. Der Protest, den diese Partei sonst einheimst, hat sich mehrheitlich hinter Frank Stronach versammelt, der rund zehn Prozent der Wähler für sich gewann. Wie irrational diese Form des Widerstands gegen die Herrschenden ist, beweist sich daran, dass das Team Stronach kein Parteiprogramm hat

und niemand wissen kann, was seine Leute wirklich vorhaben. Die Protestwähler, die sich sonst bei Strache einfinden, ziehen weiter zu Stronach. Das belegt aber, dass die Wutwähler nicht von rechtsextremen Positionen motiviert waren, sondern eben nur der Drang, irgendwie anders zu stimmen, um „denen da oben“ eins auszuwischen. Es schadete Stronach bei diesen Wählern erfreulicherweise auch nicht, dass er im Fernsehen unter anderem mit einer Spende von 750.000 Euro an die Kultusgemeinde warb. Gegen Juden oder für Juden, das ist den Protestierern nicht so wichtig.

In Kärnten sind den Freiheitlichen von den früheren 45 Prozent Haider-Verehrern gerade einmal siebzehn Prozent geblieben. Und damit lässt sich der rechtsextreme Bodensatz in unserem Land schon ziemlich genau eingrenzen. Er liegt offensichtlich irgendwo zwischen den niederösterreichischen acht und den Kärntner siebzehn Prozent mit jeweils regionalen Unterschieden und Ausreißern.

Das kann uns einerseits beruhigen, ist aber andererseits noch keine wirkliche Gewähr für die Zukunft. Sollte sich Herr Stronach aus Altersgründen oder aus Enttäuschung über die seiner Meinung nach unbefriedigenden Wahlergebnisse seiner Gruppe zu einem Rückzug aus der Politik entscheiden, bliebe das Feld der Proteststimmen erneut der FPÖ überlassen.

Wir können also einerseits etwas ruhiger sein, was die Anzahl der Wähler betrifft, die demokratiefeindliche Argumente goutieren, aber wirklich beruhigend wäre erst eine Politik der Parteien der Mitte, die sich jener Gruppen annimmt, die Verlierer in unseren wirtschaftlich angespannten Zeiten sind und die sich selbst nicht anders helfen können, als ihrem Zorn durch ein Kreuz bei den sich als Retter anbietenden Rechten Ausdruck zu geben.

Eine Alternative wäre wohl auch eine andere Art von Opposition. Hier sind die Grünen gefragt, die mehr als bisher die großen, drängenden Themen, allen voran die Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit, aufgreifen müssten, um endlich einen Fuß auf den Boden, soll heißen, mehr Zustimmung auf den Wahlzetteln zu bekommen.

Es gibt weniger Rechtsextreme, als Pessimisten befürchten. Entwarnung vor einem neuerlichen Triumph der rechten Parteien kann leider aber auch nicht gegeben werden.



© CENTROPA.ORG

UNS IST WICHTIG

Dass der Nationalfond der Republik Österreich das „Findbuch für Opfer des Nationalsozialismus“ veröffentlicht hat. Anlässlich des Internationalen Holocaust-Gedenktages am 27. Jänner wurde das Online-Portal www.findbuch.at präsentiert. Das Findbuch ermöglicht eine Suche nach Materialien zu NS-Vermögensentziehungen und österreichischen Restitutions- und Entschädigungsmaßnahmen in mehreren österreichischen Archiven. Es bietet die Datensätze aus dem Österreichischen Staatsarchiv, den Landesarchiven von Burgenland, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Tirol und soll laufend erweitert werden. Zudem befinden sich auf dem Portal historische Adressbücher und Amtskalender in digitalisierter Form, wodurch Recherchen zu Privatpersonen, gewerblichen Betrieben oder Behörden, die für die NS-Vermögensentziehung und Rückstellung nach 1945 zuständig waren, erleichtert werden.

WIR EMPFEHLEN

Thomas Trenklers Buch *Das Zeitalter der Verluste. Gespräche über ein dunkles Kapitel. Interviews mit Maria Altmann, Gerhard Bronner, André Heller, Ruth Klüger, Erich Lessing,*

Bettina Looram Rothschild, George Tabori, Emile Zuckerkandl und anderen Holocaust-Überlebenden sowie deren



Nachfahren. Die teilweise gekürzten, teilweise noch nicht veröffentlichten Gespräche über persönliche Schicksale entstanden auch im Zusammenhang mit Recherchen über den NS-Kunstraub. Im Jahr 1998 hatte Thomas Trenkler den Fall Rothschild publik gemacht, der die Verabschiedung eines wegweisenden Restitutionsgesetzes nach sich zog. Aus Anlass des Gedenkens an das Jahr 1938 stellt der Autor bewegende Fragen an Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle. Das Buch erscheint im Czernin-Verlag.

WIR ERWARTEN

Nach der Uraufführung Anfang Februar bei der Berlinale den Start des Filmes *Die 727 Tage ohne Karamo* in den österreichischen Kinos. Der Dokumentarfilm von Anja Salomonowitz erzählt die Geschichte von binationalen Liebespaaren in Österreich, über ihren Kampf gegen Bürokratie und die Konfrontation mit dem Fremdenrecht. Paare, deren Beziehung angesichts einer möglichen Abschiebung unter enormem psychischem Druck steht, hoffen auf ein dauerhaftes gemeinsames Leben. – So wie Susanne, die ihren Ehemann und den Vater ihrer Kinder, Karamo, seit über 700 Tagen nicht mehr gesehen hat. Der Film erzählt vor allem von Menschen, die für einen anderen Menschen kämpfen. Wie bereits in ihrem vorherigen Film, hat die Regisseurin eine dominante Farbe ausgewählt. Diesmal ist es die Farbe Gelb, und sie steht für den Mut.



UNS FREUT

Dass die Buchhandlung „Hartliebs Bücher“ in der Währinger Straße 122 im 18. Bezirk das Magazin *NU* prominent an ihrer Eingangstür bewirbt. Die originelle Idee für Plakate stammt von Rotraut Schöberl aus der Buchhandlung Leporello am Stephansplatz und wurde für Werbezwecke umgesetzt. Die Werbeplakate hängen jetzt auch bei anderen kleinen und uns treuen Verkaufsstellen in ihren Schaufenstern, mit der Aufschrift „Hier erhältlich: NU“. Apropos Werbung: Das Wort „werben“ hat seinen Ursprung wahrscheinlich in dem althochdeutschen Wort „werban“, das drehen, sich bemühen und tätig sein bedeutet. Und das ist, was wir von *NU* für unsere Leserinnen und Leser ständig tun.

FOTO ©: VERENA MELCAREJO



SUSANNE SCHOLL

SEITE 16



FRANZ LEDERER

SEITE 38

Leitartikel Peter Menasse 3

COVER

Martin Engelberg im Gespräch mit Ex-Vizekanzlerin Susanne Riess 6

AKTUELL

Die SPÖ-Abgeordnete Muttonen ruft zum Boykott von Waren aus israelischen Siedlungen auf 11

Vergangenheitsbewältigung im Burgenland – Einzelinitiativen oder Bewusstseinsveränderung? 13

UNTERWEGS MIT

Ruth Eisenreich besuchte mit Susanne Scholl die Albertina 16

SCHWERPUNKT NAHOST

Eine Analyse zu den Wahlen in Israel 20

ZEITGESCHICHTE

Erwin Javor auf einer emotionalen Reise durch Ostgalizien und die Vergangenheit 22

In Bukarest steht eine Kopie der Synagoge aus der Wiener Tempelgasse 27

B&H – Eine New Yorker Institution 29

office@nunu.at

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Jüdisches Museum in New York 33

SCHACH

Die Tartakowerismen des Savielly Grigoriewitsch 36

KULTUR

Georg Markus über seinen Onkel, den Hollywood-Schauspieler Franz Lederer 38

Pulitzerpreisträger Saul Friedländer über sein neues Buch, Familiengeschichte und Opferrolle 43

George Taboris *Goldberg-Variationen* am Wiener Volkstheater 46

Wer war das lebende Vorbild der Tante Jolesch? Robert Sedlaczek hat ermittelt 48

STANDARDS

Mammeloschn 50

Rätsel 51

Kohnversationen 52

Engelberg 53

Unsere Autoren 54

Dajgezzen & Chochmezzen 55

Impressum 56

www.nunu.at

Liebe Leserin, lieber Leser,

die frühere Bundesparteiobfrau der FPÖ und Vizekanzlerin der schwarz-blauen Regierung, Susanne Riess, am NU-Cover? Haider's loyalste Mitarbeiterin im Interview? Martin Engelberg hat ein feinfühliges Gespräch mit der ehemaligen Politikerin geführt. Es gibt Einblicke in die psychischen Strukturen von Jörg Haider, in die Abläufe innerhalb der FPÖ, erzählt von Geheimverhandlungen mit der „Anti-Defamation League“, die bisher nicht bekannt waren. Das birgt so viele zeitgeschichtlich relevante Informationen, dass es prominent abgedruckt gehört.

Eine berührende Geschichte erzählt Erwin Javor. Er hat sich auf die Spuren seines Vaters begeben. Entstanden ist eine sehr persönliche Reportage, die zeigt, „dass es immer wieder, auf allen Seiten, doch ein paar Menschen, wirkliche Menschen gibt“.

Für die Serie „Unterwegs mit ...“ war Ruth Eisenreich mit der Außenpolitik-Expertin Susanne Scholl in der Albertina.

Vieles mehr finden Sie in dieser Pessach-Ausgabe, so ein Bericht von Petra Stüber zu neuen Gedenkinitiativen im Burgenland und eine Geschichte von Georg Markus über den Hollywood-Schauspieler Franz Lederer. Aber keine „Alltagsgeschichten“ mehr und ein letztes Mal „Mammeloschn“. Erwin Javor will ein wenig leiser treten und wird zukünftig nur mehr im „Dajgezzen“ zu lesen sein. Ein bisschen traurig sind wir schon, dass die Welt der Jiddischkeit, dieses Gebilde aus feinem Humor und jüdischer Tradition und Seele, fehlen wird.

Zuletzt ein Hinweis in eigener Sache: Nach vielen Jahren unveränderter Preise müssen wir ab diesem Jahr eine längst fällige Anpassung vornehmen. Ein Einzelheft kostet nunmehr 4,50 Euro, das Abonnement (vier Hefte im Jahr) beläuft sich auf 15 Euro (Europäische Union: 20,00 Euro; außerhalb der EU: 25,00 Euro). Wir schließen daran gleich die Bitte an unsere Abonnenten an, für heuer ihren Beitrag einzuzahlen.

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Kontonummer: 08573923300
Bankleitzahl: 12000

Allen, die das Wunder des Auszugs aus Ägypten mit ihren Familien und Freunden feiern, wünsche ich **Chag Pessach Kasher v'Sameach**,

Ida Labudović
Chefin vom Dienst

Durch den Tunnel zur Angelobung

Susanne Riess-Passer (jetzt wieder Riess) war unter Bundeskanzler Schüssel von 2000 bis 2003 Vizekanzlerin der schwarz-blauen Regierung und als Parteibfrau der FPÖ Nachfolgerin von Jörg Haider. Nach einem schweren Zerwürfnis mit Haider trat sie 2003 zurück und schied gänzlich aus der Politik aus. Im Gespräch mit NU-Mitherausgeber Martin Engelberg resümiert Riess diese Zeit heißer politischer Auseinandersetzungen.

VON MARTIN ENGELBERG (INTERVIEW)

NU: Als im Jahr 2000 die schwarz-blaue Regierung antrat, gab es in Österreich eine Frontlinie von einem Schützengraben zum anderen – und Sie waren ja eine Hauptakteurin im anderen Schützengraben.

Riess: Das Bild vom Schützengraben wäre mir jetzt nicht mehr in den Sinn gekommen. Ja, aber es stimmt. Es ist eine Konfliktsituation entstanden, wo jeder in diesem Land sich fast zwangsläufig für eine der beiden Seiten entscheiden musste.

Dieses Bild hatte ich wohl auch deswegen, weil Sie ja durch den Tunnel zur Angelobung der schwarz-blauen Regierung gehen mussten. Wie war denn das?

Zuerst habe ich mich geweigert, durch den Tunnel zu gehen. Dann kam ein hochrangiger Polizist und sagte mir eindringlich, die Polizei könne für nichts garantieren, die Stimmung sei so aufgeheizt. Er würde mich darum bitten, auch zum Schutze seiner Beamten. Dann sind wir durch diesen dunklen Tunnel gegangen. Wir gingen durch Schotter und es standen dort Leute mit Lampen, die uns den Weg gezeigt haben.

Das klingt ja richtig gespenstisch.

In einem Film würde man sagen, das ist übertrieben. Dann mussten wir eben dort durch und ich weiß noch, dass unsere Schuhe ganz schmutzig wurden. Die Liesl Gehrer hatte ein Packerl Tempo-Taschentücher mit, damit putzten wir uns dann die Schuhe. Es war ein kleiner skurriler Moment an einem Tag, der sonst so emotional war.

Es bleibt einem das Lachen im Halse stecken

Diese Tage waren auch aus meiner Wahrnehmung unglaublich. Ich war damals im Vorstand der Kultusgemeinde. Man bat uns, die Akkus aus den Handys rauszunehmen, weil man fürchtete, jetzt abgehört zu werden.

Im ersten Moment ist man versucht zu lachen, aber im zweiten bleibt einem das Lachen im Halse stecken, weil das zeigt, dass da vorher schon etwas Gravierendes passiert sein muss. Anzunehmen, dass es in irgendeiner Form zu an totalitäre Regime erinnernden Maßnahmen kommen könnte, war zu jeder Zeit absurd. Es gab immer viel Kritik an der FPÖ

und an Haider, mal mehr, mal weniger berechtigt, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, jemand könnte ernsthaft annehmen, verfolgt zu werden. Das hat sich im In- und Ausland total hochgeschaukelt und war teilweise wirklich hysterisch. Wenn ich nur das Beispiel mit den Telefonen nehme: Als man offensichtlich dachte, die Kultusgemeinde würde abgehört, saß ich in einem leeren Regierungsbüro mit einer einzigen Festnetzleitung und einem Plastiktelefon und brauchte drei Wochen, bis ich von der Amtswirtschaft gnadenhalber eine normale handelsübliche Telefonanlage bekam. Wir hatten kein Büro, simple Dinge, keine Möbel, keine Ahnung vom Regieren, von den Abläufen, keine Mitarbeiter. Ich habe wirklich von Tag zu Tag versucht, das zu überleben, natürlich nicht im tatsächlichen Sinne, sondern einfach organisatorisch und politisch.

Die Kritik und die Bedenken fokussierten sich ja stark auf Haider, und Sie galten als seine Statthalterin, da er nicht in die Regierung gehen konnte. Haben Sie sich als Haiders Statthalterin empfunden? >



Ich wollte überhaupt nicht, dass die FPÖ in eine Regierung geht, aus zwei Gründen: Zum einen fand ich, dass die Partei nicht gut genug auf eine Regierungsverantwortung vorbereitet war. Das hat sich dann leider auch bestätigt. Und zum zweiten, weil ich persönlich das nicht machen wollte. Im Nachhinein betrachtet hatte ich ja überhaupt keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, sondern das war wirklich so, dass wir von Stunde zu Stunde das taten, was am dringendsten war. Ich habe sicher noch mehr machen müssen als andere, in unterschiedlichster Hinsicht – aber für mich auch klar zu definieren, wo sind meine Schmerzgrenzen, die ich nicht überschreiten will. Manchmal war ich da auch sehr knapp dran. Ich habe auch mit Haider sehr viele und sehr substanzielle, grundsätzliche Dispute gehabt.

Zum Beispiel?

Die Europapolitik war ein Thema, über das wir uns nie besonders einig waren; außenpolitische Fragen sowie so, das Thema Umgang mit der Vergangenheit und auch bestimmte Personalagenden. Ich hab mich nie über die Person Haider identifiziert und mich auch nicht als seine Statthalterin gesehen. Ich will jetzt im Nachhinein nicht auf Distanz gehen. Ich war nie in diesem ganz innersten Kreis, aber ich habe ihn als äußerst begabt empfunden, ich habe viel von ihm gelernt, er hat mich unglaublich gefördert. Es war eine Beziehung, in der beide Seiten profitiert haben.

In der FPÖ gab es zwei starke und bekannte Frauen: Heide Schmidt und Sie. Heide Schmidt war Haider auch sehr nahe, hat sich dann aber radikal abgewandt. Wie war das bei Ihnen? Sie sind nie so klar auf Distanz zu Haider gegangen.

Es kommt ein Punkt, wo man sich entscheiden muss: Geht das oder geht das nicht. Das hat Heide Schmidt



Es gab immer viel Kritik an der FPÖ und an Haider, mal mehr, mal weniger berechtigt, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, jemand könnte ernsthaft annehmen, verfolgt zu werden.

für sich gemacht, das hab ich dann auch zu einem späteren Zeitpunkt gemacht, in einer ganz anderen Situation. Der Unterschied war nur, dass ich immer den Standpunkt hatte, solche Dinge gehören intern diskutiert und nicht nach außen getragen. Ich hatte es viele Jahre hindurch auch leichter, weil ich bis zum Regierungseintritt fast nie in der Öffentlichkeit agiert habe.

Haider hatte kein ideologisches Fundament

Was war, Ihrer Einschätzung nach, wirklich die Haltung Haiders gegenüber der Nazi-Zeit, gegenüber der Rolle Österreichs in der Nazi-Zeit und deren Aufarbeitung, seine Haltung gegenüber Juden?

Das ist sehr schwierig zu sagen, weil sich das auch immer wieder geändert hat. Wenn ich jetzt definieren müsste, wo er ideologisch positioniert war, wäre das ambivalent und ich denke, er selber hätte diese Frage auch nicht einfach beantworten können. Er hätte das immer so beantwortet, dass derjenige, dem er gerade gegenübersteht, das hört, was er erwartet. Er war jemand, der kein ideo-

logisches Fundament im eigentlichen Sinne hatte. Seine problematische Positionierung in Fragen der österreichischen Vergangenheit, zum Judentum und zu anderen Fragen hatte sehr viel mit seiner persönlichen Familiengeschichte zu tun. Für ihn hat alles, was auch nur im entferntesten ein Angriff auf seine Eltern war, die er über alle Maßen geliebt und verehrt hat, reflexartige Verteidigung ausgelöst.

Das würde zum Beispiel bedeuten, dass seine berühmt-berüchtigten Sagger, wie jener von der ordentlichen Beschäftigungspolitik im Dritten Reich, keine programmatischen Aussagen waren. Aber man muss doch schon sagen, dass es Teil seiner Identität war, die Nazi-Zeit zu verteidigen. Nach dem Motto: Es ist nicht alles schlecht, was damals war oder Man kann nicht alle verteufeln.

Was er gar nicht konnte, war im Nachhinein zu sagen: *Ich habe mich geirrt*. Eine Eigenschaft, die ihm viele Probleme geschaffen hat. Er war der Meinung, es sei eine Schwäche, Fehler zugeben. Und dazu kam, dass es unter seinen Anhängern natürlich auch Leute gab, die das erwartet haben und die hat er ab und zu bedient. Das waren die Leute, die ihm zweimal in seiner Parteikarriere geholfen haben – das erste Mal, als er in Innsbruck mit Hilfe des ganz äußersten rechten Flügels der Partei Parteiohmann wurde (Anm. d. Red.: im Jahr 1986) und das zweite Mal 2002, also vor „Knittelfeld“ (Anm. d. Red.: Putsch der rechten FPÖler gegen die Parteiführung von Riess-Passer). Da hat er sich wieder dieser Leute bedient oder die sich seiner, das war wechselseitig.

Er hat aber z.B. auch an Treffen der ehemaligen Waffen-SS teilgenommen und dort Reden gehalten. Sie wurden später Parteichefin der FPÖ. Wie sind Sie damit umgegangen, dass sich solche Leute in ihrer Partei befanden?

Die Europapolitik war ein Thema, über das wir uns nie besonders einig waren; außenpolitische Fragen sowieso, das Thema Umgang mit der Vergangenheit und auch bestimmte Personalagenden. Ich hab mich nie über die Person Haider identifiziert und mich auch nicht als seine Statthalterin gesehen.

Das ist insofern ein falsches Bild, als diese Leute, deren Ideologie ganz sicher nicht die meine war, in der Partei eine ganz untergeordnete Rolle gespielt haben. Sie hat Haider bewusst auch zu dem Zeitpunkt nicht gefördert. Es gab natürlich immer wieder Aussagen aus irgendwelchen Bereichen der Partei, die reflexartig irgendwie gerechtfertigt wurden. Oder wenn man schon nicht rechtfertigen konnte, hat man immer gesagt, das habe der Betreffende nicht so gemeint.

Aber was haben Sie da gemacht?

Wir haben intern oft schwere Auseinandersetzungen gehabt. Ich und andere haben das, z.B. betreffend Frau Rosenkranz, intern offen angesprochen. Die besten Sager, unter Anführungszeichen, hat natürlich Haider selber geliefert in seinen Reden. Der berühmte „Ariel“-Sager (Anm. d. Red.: Gegen den damaligen IKG-Präsident Muzicant: *Ich versteh' nicht, dass einer Ariel heißt, der so viel Dreck am Stecken hat*) oder der mit Adamovich (Anm. d. Red.: Gegen den Präsidenten des Verfassungsgerichtshofs Dr. Ludwig Adamovich: *Wenn einer schon Adamovich heißt, muss man sich zuerst fragen, ob er eine aufrechte Aufenthaltsgenehmigung hat*). Das war nie geplant, sondern entstand in der Hit-

ze des Gefechts. Kam aus dem Publikum viel Applaus, setzte er noch eins drauf und noch eins, und das dritte Mal war dann häufig zu viel.

Riess wollte aus der FPÖ eine rechtsliberale Partei machen. Damit „bin ich klar gescheitert“

Was war dann Ihre Vision, Ihre Vorstellung, wohin die FPÖ geht?

Wenn ich nicht wirklich daran geglaubt hätte, dass die FPÖ eine Partei werden kann, die sich im rechtsliberalen Parteienspektrum ansiedelt, eine Partei, die beweisen kann, dass sie regierungsfähig ist, die das, was wir in Österreich hatten, verbessern kann, hätte ich das nie gemacht. Meine – vielleicht naive – Vorstellung war, dass sich die Partei in diese Richtung weiter entwickeln wird. Insofern bin ich klar gescheitert. Ich war offensichtlich nicht in der Lage, die Partei davon zu überzeugen, mehrheitlich zu überzeugen, gefestigt genug zu sein, um da Widerstand zu leisten. Es war schon erstaunlich für mich, als es dann diese Konflikte gab, wer dann aller plötzlich wieder da war, dass sie plötzlich auferstanden sind aus irgendwelchen dumpfen Ecken. Im Untergrund gab es das offensichtlich immer noch in einem Ausmaß, das ich wahrscheinlich unterschätzt habe.



Aber das war ja eigentlich etwas, das uns bereits in den 1980er -Jahren sehr beschäftigt hat – Stichwort Steger und die rot-blaue Koalition. Steger hatte ja angekündigt, er möchte die FPÖ genau dort hinführen, so wie Sie es jetzt beschreiben, und womit er dann so sagenhaft gescheitert ist. Viele erinnern sich an den berühmten Cartoon von Deix, wo Steger auf der Bühne einer FPÖ-Parteiversammlung steht und ruft Nazis raus!, und im Publikum gehen daraufhin alle.

Steger ist gescheitert, weil die Umfragen gezeigt haben, dass die FPÖ aus dem Parlament fliegen wird. Und da hat sich dieses Lager gesammelt um Haider, der ja ursprünglich ein ganz linksliberaler Abgeordneter war und kein Rechter. Der Jörg Haider der 1980er-Jahre hat als Parlamentsabgeordneter Positionen vertreten, für die er von der SPÖ umarmt worden wäre. Er wurde als großes politisches Talent wahrgenommen, und dann ist er nach Kärnten gekommen. Kärnten ist anders – nicht nur in der FPÖ, alle Parteien sind dort anders. Da hat die Kärntner FPÖ, also der sogenannte nationale Flügel der FPÖ, die Chance gesehen, einen jungen Begabten auf ihre Position einzuschwören. In der Geschichte der FPÖ hat sich Haider öfter dieser Gruppe bedient, aber die sich auch seiner. Das hat er nur nicht realisiert. Er dachte immer, er kontrolliert sie, bis zum Schluss. Und er hat das BZÖ gegründet in dem Moment, als er eingesehen hat, er kann das nicht mehr kontrollieren. Das war sozusagen der Fluch der bösen Tat, dass er die Rechten dann nicht mehr loswurde.

Jetzt muss man aber sagen, dass uns die politische Realität doch eingeholt hat. Tatsache ist, dass die FPÖ jetzt sehr stark rechtsnational dominiert ist. Strache und seine Leute kommen von ihrer ganzen politischen Sozialisierung her ja von sehr

weit rechts, bis hin zu Neonazi-Kreisen.

Die FPÖ ist heute, so wie Le Pen oder der Vlams Blok, dezidiert, wie immer man das nennen will, eine Rechtsaußen-, rechtsextreme oder rechtsradikale Partei – da gibt's ja alle Schattierungen. Ich setze mich mit der FPÖ und ihren Positionen nicht mehr auseinander, das ist heute eine andere Partei, und die steht auch offensichtlich dazu und scheint keine Probleme damit zu haben.

Kann mit der heutigen FPÖ gar nichts anfangen

Das heißt, Sie haben mit Strache und der heutigen FPÖ gar nichts am Hut. Überhaupt nichts. Ich kann mit dieser Gruppierung nichts anfangen, die mit mir ganz sicher auch nicht.

Aber das heißt, das Experiment, aus der FPÖ eine liberale Partei zu machen, ist zweimal gescheitert.

Ist definitiv gescheitert, hätte aber funktionieren können, wenn Haider es mitgetragen hätte – bis Knittelfeld sozusagen. Der österreichischen Demokratie täte eine erfolgreiche wirtschaftsliberale Partei auch sehr gut.

Nach langen Verhandlungen kam dann in Ihrer Regierungszeit das Abkommen über Restitutions- und Entschädigungszahlungen durch Österreich zustande. Wie war das aus Ihrer Sicht damals?

Es ist sehr schade, dass viele Dinge unter den Tisch gefallen sind. Das Bekenntnis der FPÖ zur Osterweiterung war z.B. ein Riesenschritt für die Partei. Haider selbst hat am Beginn der Regierung in diesem und anderen Bereichen viel konstruktive Überzeugungsarbeit geleistet. Und nicht zuletzt war es die schwarz-blaue Regierung, die endlich die Restitutions- und Zwangsarbeiterfrage geregelt hat. Das wurde zwar im Ausland teilweise sehr positiv anerkannt, z.B. in den



USA, aber in Österreich wurden wir weiter genussvoll geprügel. Da gab es natürlich dann auch Stimmen in der Partei, die sagten: „Das hast du jetzt von deiner Anbiederung.“ Ich habe auch zu Kollegen in der SPÖ gesagt, dass es aus ihrer Sicht klug wäre, die positiven Entwicklungen in der FPÖ anzuerkennen und sich damit auch eine Option zur Zusammenarbeit zu eröffnen. Aber irgendwie war das offensichtlich gar nicht gewünscht, man hätte ja ein sehr nützliches Feindbild verloren. Solange es eine Partei gab, die angeblich durch und durch böse war, waren alle anderen im Umkehrschluss automatisch die Guten. Insofern war man gar nicht daran interessiert, diese Signale wahrzunehmen und hat damit, meiner Ansicht nach, ganz gezielt Strache & Co in der FPÖ gefördert.

Kontakte zu Juden immer nur im Geheimen

Hat es je in dieser Zeit Kontakte zur jüdischen Gemeinschaft gegeben? Hätte es die geben sollen?

Ja, aber zwangsläufig nur auf informeller Ebene. Im Ausland war das teilweise sogar leichter als in Österreich selbst. Ich war z.B. in New York – ich glaube, jetzt kann ich es sagen, damals musste ich eine Art Schweigegelübde leisten – bei der „Anti-Defamation League“. Das waren sehr kontroverielle, aber konstruktive Diskussionen. Ich hatte in Washington eine sehr viel beachtete und positiv bewertete Pressekonferenz zum

Haiders problematische Positionierung in Fragen der österreichischen Vergangenheit, zum Judentum und zu anderen Fragen hatte sehr viel mit seiner persönlichen Familiengeschichte zu tun.

Thema Österreichs Umgang mit der Vergangenheit, das hat man in Österreich sicherheitshalber überhaupt totgeschwiegen. Auch bei meinem sehr umstrittenen Israel-Besuch hatte ich informell hervorragende Gespräche, aber es war ganz klar, es ist noch ein langer Weg, bis sich jemand deklariert. Jeder, der offiziell mit uns gesprochen hätte, hätte als Verräter gegolten.

Es gab auch nie ein richtiges Zeitfenster für solche Gespräche mit Ihnen. Immer dann, wenn Sie etwas Positives gemacht haben, kam wieder eine grässliche Aussage von jemandem aus ihrer Partei.

Ich denke, alle handelnden Personen, mich eingeschlossen, haben eine Verantwortung dafür, dass es nicht besser gelaufen ist. Es hätte dem Land gut getan, wenn man sich einmal an einen Tisch gesetzt und gefragt hätte, ob es einen Weg gibt, das zu entspannen, ohne reflexartig in diese Gut-böse-Muster zu verfallen. Das gab es bis heute eigentlich nicht. Ich vermute, es wird auch jetzt noch Leute geben, die Sie fragen werden, warum Sie überhaupt mit mir reden. Hingebungsvoll gepflegte Vorurteile sind in Österreich nur sehr schwer aufzulösen, zumal sie den politischen Diskurs ja so viel einfacher machen.

Die Auseinandersetzung zwischen der Kultusgemeinde und der FPÖ hat dann ja auch etwas sehr Persönliches bekommen zwischen Muzicant und Haider. Wie war das aus Ihrer Sicht?

Wechselseitig, glaube ich. Das hat sich total hochgeschaukelt. Beide haben sich natürlich auch profiliert für ihre jeweilige „Stammkundschaft“, und das hat dann ein Ausmaß angenommen, das nicht mehr aufzulösen war.

Zum Schluss die Frage, die kommen muss: Kommen Sie in die Politik zurück?

Nein, niemals. Ich bin ein Veteran.

Made in Israel: Kauft nicht beim Siedler!

Die SPÖ-Abgeordnete Christine Muttonen spielt mit ihrer parlamentarischen Anfrage zur gesonderten Kennzeichnung von Produkten aus israelischen Siedlungen der antiisraelischen Boykottbewegung in die Hand – in Europa liegt sie damit voll im Trend.

VON DAVID RENNERT

Während in Europa der Lebensmittelkandal um falsch deklariertes Pferdefleisch täglich neue Dimensionen erreicht, sorgt man sich in der SPÖ offenbar um die Bezeichnung ganz anderer Waren. In einer parlamentarischen Anfrage an das Außenministerium will die außenpolitische Sprecherin der SPÖ, Christine Muttonen, wissen, wie man zur „Kennzeichnung von Waren aus Siedlungen in den von Israel seit 1967 besetzten Gebieten“ steht.

Unter zahlreichen Hinweisen auf die Völkerrechtswidrigkeit israelischer Siedlungen im Westjordanland drängt Muttonen darauf, dort produzierte Waren gesondert zu kennzeichnen und nicht mit dem Label „Made in Israel“ einzuführen. Damit solle den europäischen Zollbehörden die

Unterscheidung zwischen Produkten aus dem israelischen Kernland und „illegalen Siedlungen“ erleichtert werden.

Unterscheidung seit 1995

Tatsächlich kommt diese steuerlich relevante Unterscheidung schon längst zur Anwendung. Das 1995 von der EU und Israel abgeschlossene Freihandelsabkommen gewährt für die Einfuhr israelischer Produkte Zollvergünstigungen. Waren aus den umstrittenen Gebieten sind davon aber dezidiert ausgenommen. Das derzeitige Verfahren sei jedoch nicht effizient genug, um die illegale zollfreie Einfuhr von Siedlungsprodukten ausreichend verhindern zu können, findet Muttonen.

Worum es in der Anfrage aber eigentlich geht, wird schnell klar: Nämlich um die „illegale Ausbeutung der natürlichen Ressourcen der besetzten Gebiete“, wie es in dem Dokument wörtlich heißt. Muttonen rechnet die „israelische Ausbeutung“ auch gleich vor: Israel exportiere durchschnittlich Waren im Wert von 230 Millionen Euro aus den Siedlungen in die EU, der palästinensische Export belaufe sich hingegen auf nur 15 Millionen Euro.

Kennzeichnung aus Verbraucherfreundlichkeit?

„Im Sinne einer transparenten und verbraucherfreundlichen Politik haben bereits einige europäische und nicht-europäische Staaten und Unternehmen Maßnahmen ergriffen, die eine eindeutige Kennzeichnung von Waren aus israelischen Siedlungen im Westjordanland bewirken“, schreibt Muttonen.

Vorrangig geht es also in der Anfrage nicht um eine Arbeitserleichterung für Zollbeamte, sondern um die Kennzeichnung für Endverbraucher – und damit die Möglichkeit, Siedlungsprodukte boykottieren zu können. Tatsächlich haben Großbritannien, Südafrika und Dänemark diesen Schritt bereits getan. So finden Konsumenten etwa in britischen Supermärkten Produkte mit dem Label „Israeli Settlement Produce“.

„Natürlich ist mir klar, dass das eine politisch brisante Frage ist“, sagt

Weintraubenernte in einer israelischen Siedlung.



FOTO ©: BAZ RATNER/REUTERS

In Israel ist man über die europäische Entwicklung besorgt und befürchtet negative Auswirkungen für den gesamten Warenexport in die EU. „Eine eigene Kennzeichnung für Produkte aus den Siedlungen bereitet den Weg für einen Boykott“, kritisiert die israelische Botschaftsrätin in Wien, Galit Ronen, im Gespräch mit NU.

Muttonen im Gespräch mit NU. Das große mediale Echo überrasche sie trotzdem. Die Frage der Kennzeichnung sei derzeit schließlich in ganz Europa ein Thema, zuletzt etwa auch auf der EU-Außenministerkonferenz. Mit der Anfrage an den Außenminister wolle sie einfach erfahren, wie die Bundesregierung mit dieser Frage umzugehen gedenke.

Koordinierte Vorgehensweise

Im Außenministerium arbeitet man noch an der Beantwortung der SPÖ-Anfrage. Im Prinzip sei der Rechtsrahmen aber klar abgesteckt, sagt Martin Weiss, Leiter der Presseabteilung des Ministeriums zu NU. „Wir haben existierende Verordnungen auf EU-Ebene. Nur Produkte, die unstrittig aus Israel stammen, kommen in den Genuss des Freihandelsabkommens. Andere Waren, etwa aus den Siedlungen, sind davon ausgenommen.“ Israel habe sich in einer Vereinbarung mit der EU dazu verpflichtet, alle Produkte mit Postleitzahlen zu versehen und so den Ursprung für die Zollbehörden transparent zu machen.

In der praktischen Umsetzung bringe das durchaus Schwierigkeiten mit sich, so Weiss. „Es ist oft schwer nachvollziehbar, wenn etwa eine Firma ihren Sitz in Israel hat und eine israelische Postleitzahl verwendet, aber teilweise in Siedlungen produziert.“ Ob man an den bestehenden Kennzeichnungspflichten etwas ändern wolle, sei aber sinnvollerweise auf EU-Ebene zu diskutieren, so der Sprecher des Außenministeriums. „Wir verfolgen hier eine koordinierte Vorgehensweise der EU; individuelles, einzelstaatliches Vorgehen halten wir nicht für sinnvoll.“

Eine solche gemeinsame Vorgehensweise in der EU steht möglicherweise tatsächlich bevor. Stimmen für eine deutlichere Kennzeichnung werden in Brüssel vor dem Hintergrund der israelischen Siedlungspolitik immer

lauter. Und auch im restlichen Europa scheint die Stimmung gegen Israel zu kippen: Der größte norwegische Obst- und Gemüseimporteur (BAMA) hat die Einfuhr von Waren aus den umstrittenen Gebieten vollständig beendet, die Schweizer Supermarktkette Migros will ab 2013 eine eigene Kennzeichnung einführen.

Politische Boykottkampagne

In Israel ist man über die europäische Entwicklung besorgt und befürchtet negative Auswirkungen für den gesamten Warenexport in die EU. „Eine eigene Kennzeichnung für Produkte aus den Siedlungen bereitet den Weg für einen Boykott“, kritisiert die israelische Botschaftsrätin in Wien, Galit Ronen, im Gespräch mit NU. „Wie viele Konsumenten werden sich damit beschäftigen, ob ein israelisches Produkt nun diese oder jene Kennzeichnung trägt? Einfacher ist es, ganz darauf zu verzichten“, befürchtet Ronen.

Zudem sei die Forderung diskriminierend: „Niemand in der EU thematisiert die Kennzeichnung von Produkten aus anderen Gebieten mit strittigen Grenzen, etwa dem türkisch besetzten Teil Zyperns oder der von Marokko okkupierten Westsahara. Dazu stellt niemand parlamentarische Anfragen“, so Ronen.

Die zollrechtlichen Fragen seien ohnehin geklärt, hinter dem vermeintlichen Konsumentenschutz verberge sich schlichtweg eine politische Kampagne, sagt die Diplomatin. „Ich bin wenig überrascht, dass dieses Thema jetzt auch in Österreich aufgegriffen wird. Man kann in Brüssel ja schlecht laut zu einem Boykott israelischer Produkte aufrufen, also hat man einen Weg gesucht, das Thema in den einzelnen Mitgliedsstaaten auf die Agenda zu bringen. Man wird wohl in jedem Land Parlamentarier wie Frau Muttonen finden, die solche Anfragen stellen werden.“

Kennzeichnung und Boykott würden letztlich auch den zigtausenden Palästinenserinnen und Palästinensern schaden, die in den Siedlungen beschäftigt sind. „Ein wirtschaftlicher Einbruch wird niemandem helfen und den Friedensprozess nicht beschleunigen“, so Ronen.

„Israel betrifft uns alle“

Muttonen will nun erst einmal auf die Antwort aus dem Außenministerium warten. „Es gibt eine Resolution des EU-Parlaments, die besagt, dass die derzeitige Regelung nicht zufriedenstellend funktioniert. Hier müssen Schritte gesetzt werden, und meine Frage ist, welche Schritte das sein sollen.“ Aus Sicht der SPÖ ist offenbar die Kennzeichnung jüdischer Produkte der richtige Weg, um mit diesem wahrlich brennenden Problem fertig zu werden. Die historische Geschmacklosigkeit der Forderung scheint kein Hindernis zu sein.

Kritik daran, dass sich ihre Anfrage einzig mit Israel befasse, weist die SPÖ-Abgeordnete zurück: „Die Situation etwa in Zypern ist doch eine ganz andere. Das Ziel ist ja die Wiedervereinigung dieser zwei Gebiete, das ist schon ein Unterschied. Dazu kommt, dass wir ja doch sehr verbunden sind mit Israel. Ich glaube, was wir alle wollen, ist ein stabiler und nachhaltiger Frieden im Nahen Osten, daher betrifft und berührt uns dieser Konflikt natürlich sehr.“

Eine genauere Erklärung für ihre Agenda bleibt Muttonen schuldig. Liest man in ihrer Anfrage von der „israelischen Besatzungsmacht“, die die „Ausbeutung, Schädigung und Erschöpfung palästinensischer Ressourcen“ bewusst in Kauf nehme, bleiben aber ohnehin kaum Fragen offen. Gerade weil in der Logik der Nationalratsabgeordneten „Israel alle etwas angeht“, ist die Botschaft eine breite Aufforderung: „Österreicher, kauft nicht beim Siedler!“

Gedenk-Boom! Gedenk-Boom?

Das Burgenland macht mit einer Reihe von lokalen Initiativen zur Vergangenheitsbewältigung von sich reden. Das Bewusstsein im Land habe sich verändert, sagen die einen – Einzelinitiativen, der Großteil setze immer noch auf Verdrängung, meinen die anderen. Petra Stuibler begab sich auf Spurensuche.

VON PETRA STUIBER

Jetzt ist schon wieder etwas passiert im Burgenland. Nichts Riesiges, kein „Meilenstein“. Eher könnte man von Mosaiksteinen sprechen, die vielen Burgenländern und Burgenländerinnen seit kurzem nicht mehr entgehen. Sie bemerken – in Deutschkreutz, Frauenkirchen, Mattersburg, Sauerbrunn, Oberwart –, wie reich an jüdischer Geschichte und jüdischem Erbe sie eigentlich sind. Und sie sind offenbar bereit, dieses Erbe freizulegen, für nachkommende Generationen zu bewahren – und den Vertriebenen und Ermordeten endlich das Gedenken zukommen zu lassen, das ihnen zu steht.

Vergangenheitsbewältigung im Burgenland

Schließlich war das Burgenland, jenes Land, das über Jahrhunderte die sieben heiligen Gemeinden beherbergte, ein wichtiges Zentrum jüdischen Lebens und jüdischer Gelehrsamkeit. Die Esterházy'schen jüdischen Gemeinden, Eisenstadt allen voran, waren bedeutende Stätten hoher jüdischer religiöser und Schultradition. Juden standen jahrhundertlang unter dem allerhöchsten Schutz der Fürsten Esterházy, und gerne verbreitete man in der



Historisches Eisenstadt.

Zweiten Republik den Mythos, hier habe das Zusammenleben zwischen Juden und Nichtjuden völlig friktionsfrei funktioniert. Dass dem wohl nicht so gewesen sein kann, beweist allein die Tatsache, dass das gesamte Burgenland bereits 1938 „judenfrei“ war, wie viele Bürgermeister den Nazis stolz vermeldeten – in Frauenkirchen sogar schon zwei Tage vor dem „Anschluss“. Auch in Mattersburg, dem geistigen Zentrum der Orthodoxie, hisste der Bürgermeister stolz die weiße Fahne. Und ehe das Nazi-Regime 1945 zusammenbrach,

wurden hunderte KZ-Opfer auf Todesmärschen in Richtung Westen umgebracht.

Jahrzehntlang tat sich kaum etwas in Sachen Vergangenheitsbewältigung im östlichsten Bundesland – wie auch in allen anderen Teilen Österreichs. Zwar konnte man sich schon 1970 rühmen, dass Hugo Gold sein berühmtes *Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden des Burgenlandes* publizierte – und 1972, dass in Eisenstadt das erste jüdische Museum nach dem Zwei-

Kleine, lokale Initiativen sind in den burgenländischen Städten und Dörfern entstanden, die zusammen, Stück für Stück, einen Umdenkprozess zeigen, der quasi von den Wurzeln langsam hinaufwächst. Das meinen zumindest die Einen.

ten Weltkrieg errichtet wurde: Doch nach diesem offensichtlichen Kraftakt, unterstützt vom studierten Neufelder Historiker und späteren Bundeskanzler Fred Sinowatz, passierte wenig bis gar nichts.

Das ist seit kurzem anders: Kleine, lokale Initiativen sind in den burgenländischen Städten und Dörfern entstanden, die zusammen, Stück für Stück, einen Umdenkprozess zeigen, der quasi von den Wurzeln langsam hinaufwächst. Das meinen zumindest die Einen.

Sie verweisen etwa auf die Initiative „Heimathaus“ in Mattersburg, die ein zeitgeschichtliches Heimatmuseum werden soll, oder das Buch von Gertraud Tometich über das jüdische Mattersburg, das in diesem Jahr erscheint. Mattersburg war das orthodox-religiöse Zentrum der „sheva kehillot“, jener sieben heiligen Gemeinden, und dort gibt es sogar noch eine Judengasse. Warum die so heißt, wird bis dato freilich nirgendwo verraten. Im öffentlichen Raum erinnert nichts an die so einflussreiche jüdische Gemeinde frü-

herer Jahrhunderte. Auch das soll sich, dank Tometich und Mitstreitern, bald ändern – siehe „Heimathaus“, das sich derzeit noch in der Konzeptphase befindet.

Interessant auch, dass seit dem Sommer in Deutschkreutz eine Metallskulptur steht, auf deren Rückseite auch ein Ortsplan des alten Zelem zu finden ist. Die Skulptur steht vor dem Haus, in dem der Komponist Carl Goldmark aufwuchs, schräg gegenüber dem Gemeindeamt. Initiator Michael Feyer, mit seinem legendären „Ma pitom“ einer der Väter des Wiener Bermudadreiecks, hatte ursprünglich einen weniger zentralen Ort im Kopf. „Aber der Bürgermeister hat gemeint, das gehört dorthin, in die Hauptstraße, die einstige Judengasse“, verriet er jüngst dem *Standard*.

Das Jüdische Museum Eisenstadt unternimmt derzeit den finanziell nicht eben leicht durchführbaren Versuch, eine Datenbank über die am jüdischen Friedhof in Mattersburg Begrabenen zu erstellen. Ein weiterer Mosaikstein des Ge-

denkens trägt die Burgenländische Forschungsgesellschaft mit ihrem jüngsten Projekt bei – einer DVD, welche die aus dem östlichsten Zipfel der „Ostmark“ Vertriebenen zu Wort kommen lässt. Auch im „Fall Rechnitz“ konnte die Initiative RE.F.U.G.I.U.S. (Rechnitzer Flüchtlings- und Gedenkinitiative und Stiftung) nach jahrzehntelangem, heftigem Widerstand mit dem sogenannten Kreuzstadl mittlerweile eines der beeindruckendsten Symbole des Gedenkens durchsetzen. Seit 1991 setzte sich RE.F.U.G.I.U.S. unter dem Vorsitzenden Paul Gulda dafür ein, dass dieser Stadl erhalten bleibt, in dessen Nähe im März 1945 rund 180 ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter von einer besoffenen Nazi-Horde, die beim Grafen Báthány gefeiert hatte, ermordet und an Ort und Stelle verscharrt wurden. Durch eine private Spenden-Initiative von Marietta Torberg, Karl Prantl und David Axmann war es 1993 möglich, die Ruine des Kreuzstadls zu erwerben und an die IKG zu übergeben.

In Frauenkirchen wiederum hat sich der Historiker Herbert Brettl mit sieben Gleichgesinnten zusammengetan, und gemeinsam steht man knapp davor, den Grundstein für einen „Garten des Erinnerns“ zu legen. Wo früher der Tempel stand, auf einem unbebauten Grundstück, das immer noch der jüdischen Kultusgemeinde gehört, sollen ein Denkmal, ein Baum, ein Hochbeet und eine Bank entstehen – ein Ort, der „gleichzeitig zum Verweilen, Gedenken, Erinnern und Informieren anregt“, sagt Brettl. Es gibt bereits konkrete Pläne, IKG und Gemeinde unterstützen das Projekt, derzeit wird mit dem Nationalfonds verhandelt – immerhin ist es möglich, dass bei der Umgestaltung die Fundamente des alten Tempels freigelegt werden. Die Künstlerin Deborah

Gedenkstätte Kreuzstadl: Ort der Trauer und der Erinnerung.

FOTO ©: ANDREAS LEHNER/RE.F.U.G.I.U.S.



Gerne verbreitete man in der Zweiten Republik den Mythos, hier habe das Zusammenleben zwischen Juden und Nicht-Juden völlig friktionsfrei funktioniert.

Barzilai arbeitet bereits an Entwürfen für den Gedenkstein.

Umdenkprozess

„Eigenartig“ sei das „schon ein bissl“, sinniert Brettl: Vor zehn Jahren habe er sein Buch über *Die Jüdische Gemeinde von Frauenkirchen* geschrieben – und schon damals habe er „zumindest einen Gedenkstein“ angeregt. Niemand reagierte damals, obwohl er es immer wieder probiert habe. Auch Landeshauptmann Hans Niessl, jahrelang Bürgermeister von Frauenkirchen, rührte kein Ohrwuschel. Doch jetzt, plötzlich, sei etwas in Bewegung geraten.

Das mag zum Teil damit zu tun haben, dass nun eine jüngere Generation am Ruder ist, in den Gemeinden und am Land, eine Generation, die sich weniger schwer tut mit dem Erinnern und Gedenken als die Eltern und Großeltern. So meint der Historiker Gert Tschögl von der Burgenländischen Forschungsgesellschaft: „Es gibt eine sehr lebendige Kultur im Burgenland. Es hat ein Generationenwechsel stattgefunden, und es gibt einige Akteure, die regionale Initiativen antreiben.“ Dazu komme, dass im relativ kleinen Bundesland „die Sichtbarkeit größer ist, wenn einmal etwas passiert“.

Es mag auch eine Rolle spielen, dass Landeshauptmann Niessl 2008 mit dem Bundespräsidenten auf Staatsbesuch in Israel weilte und dort etwas begriffen hat. Jedenfalls begann das Burgenland danach endlich, seine 14 jüdischen Friedhöfe zu sanieren. Immerhin. Ausreichend sei das zwar nicht, kritisierte damals der Direktor des Jüdischen Museums in Eisenstadt, Johannes Reiss, das Wichtigste sei doch die Ent-Anonymisierung der Gräber, damit „die Toten auch ein Gesicht bekommen“. Das ist freilich schwierig, weil die

Nazis die Grabsteine zum Großteil als Baumaterial missbrauchten und eigentlich nichts da ist, das man herzeigen kann, „wo man ein Bandl durchschneiden und das man eröffnen kann“, wie Reiss sarkastisch gegenüber *NU* bemerkt.

Überhaupt bleibt Reiss skeptisch, was den vermuteten „Umdenkprozess“ im Burgenland betrifft: Man müsse das differenziert sehen, sagte er zu *NU*. Es sei schon richtig, dass die jüngste Doppelveranstaltung des Museums zur jüdischen Geschichte des Burgenlands sehr gut besucht gewesen sei – „aber unsere Veranstaltungen waren das schon immer“, sagt Reiss.

Dass auch wissenschaftlich interessante Bücher wie jenes der Historikerin Ursula Mindler von der Budapester Andrassy-Universität über die jüdische Vergangenheit von Oberwart auf den Markt kommen, habe schlicht damit zu tun, dass nun, anders als vor 40 Jahren, den Forschern die meisten Archive offenstehen. Viele Gedenkprojekte hätten auch einen Schneeballeffekt. Als er, Reiss, in Eisenstadt den „Jewish Sight Run“ zu jüdischen Gedenkstätten in der Stadt und über das Leithagebirge initiierte, habe das auch zu ähnlichen Initiativen in vielen anderen Städten, nicht nur in Österreich, geführt.

IKG-Generalsekretär Raimund Fastenbauer hat einen weniger pessimistischen Befund. „Es hat sich einiges zum Positiven entwickelt“, sagt Fastenbauer zu *NU*, man solle nur einmal nach Rechnitz schauen, da sei „atmosphärisch viel geschehen“. Freilich seien viele Dinge noch nicht aufgearbeitet – etwa die Tatsache, dass es in vielen Orten, auf vielen Friedhöfen im Burgenland nach wie vor „Helden-Denkmäler“ für die „Gefallenen beider Weltkriege“ gebe (darunter viele SS-Mit-

glieder), die ohne Widerspruch der Öffentlichkeit nach wie vor vom Kameradschaftsbund gepflegt werden.

Was sich an lokalen Initiativen tue, will Reiss „auf keinen Fall kleinreden, es gibt tatsächlich einige sehr engagierte Menschen im Burgenland, die die Vergangenheit nicht auf sich beruhen lassen wollen. Aber die Masse der Burgenländer ist sich noch nicht ihrer Vergangenheit bewusst.“ In „seinem“ Jüdischen Museum fühle er sich geborgen wie in einem „rosa Kokon“, umgeben von Verständnis, Bewusstheit und positivem Engagement: „Und wenn ich dann den Fuß vor die Tür setze, merke ich, die Normalität ist eine andere.“ Einen Beweis für seine These lieferte der „Eisenstädter Autofrühling“ im vergangenen Jahr: Da hatten die Autofirmen, die jedes Frühjahr ihre neuesten Modelle vorstellen, die Eisenstädter Kulturinstitutionen brieflich aufgefordert, doch mitzumachen und sich selbst darzustellen. Als Reiss namens des Jüdischen Museums sofort zusagte, erhielt er wenig später noch einen Brief, in dem ihm die Organisatoren beschieden, das vorgesehene Autohaus habe seine Zusage leider zurückgezogen, man sei aber daran, für das Jüdische Museum ein anderes „Asyl“ zu suchen. Reiss: „Daraufhin habe ich abgesagt. Das haben wir nicht notwendig.“

AKTUELLE BUCHTIPPS:

Ursula Mindler
Grenz-Setzungen im Zusammenleben
(Studienverlag, 2011)

Christof Habres, Elisabeth Reis
Jüdisches Burgenland – Entdeckungsreisen
(Metroverlag, 2012)

Richard Berczeller
Fahrt ins Blaue und andere Kurzgeschichten
(Czernin-Verlag, 2012)



„Everybody's Darling zu sein, ist auch keine Lebensaufgabe“

Seit drei Jahren lebt Susanne Scholl, langjährige Russland-Korrespondentin des ORF, wieder in Wien. Bei einem Museumsbesuch hat sie mit NU über ihre Vorliebe für russische Kunst, ihre Familiengeschichte und den Tunnelblick der Österreicher gesprochen.

VON RUTH EISENREICH (TEXT) UND
VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Der Schreck kommt in der Straßebahn. Um elf Uhr sind wir vor der Albertina mit Susanne Scholl verabredet, um 10.12 Uhr hat sie eine Mail geschrieben: „Wo sind Sie?“ Ein Anruf bringt Erleichterung: Scholl war eine Stunde zu früh dran, hat es schon selbst bemerkt und wartet mit ihrem Buch im Café. Es ist, als ob sie beweisen hätte wollen, was sie in Interviews und Büchern immer wieder behauptet: Dass sie chaotisch und verplant sei.

So ganz will man ihr das nicht glauben. Wer 15 Jahre lang in einem semiautoritären Staat wie Russland als Journalistin arbeitet, wer sich ins umkämpfte Tschetschenien vorwagt, der muss doch ein organisierter Mensch sein? Ja, räumt Scholl ein, als wir sie im Café abholen: Bei wichtigen Dingen sei sie durchaus strukturiert, nur bei Unwichtigem sei sie vergesslich. War das jetzt eine kleine Spitze?

Wir haben Susanne Scholl gebeten, für dieses Gespräch einen Ort vorzuschlagen, der nichts mit den Themen zu tun hat, für die sie bekannt ist – nicht mit Russland, nicht mit ihrem

Einsatz für Flüchtlinge. Sie hat sich für die Max-Ernst-Ausstellung in der Albertina entschieden, die habe sie sowieso sehen wollen.

Von Kunst verstehe sie wenig, sagt Scholl, 63, als wir die Ausstellung betreten. Es wird sich zeigen, dass das genauso Understatement ist wie ihre Unorganisiertheit: Scholl sammelt selbst, vor eineinhalb Jahren wurde ihre Sammlung im Kunstverein Horn ausgestellt. Selber gemalt hat sie früher auch, Aquarelle, „aber nur ganz dilettantisch“.

Wir überspringen den ersten Raum der Ausstellung, da ist gerade eine Führung im Gange, das nervt Scholl. Vor einem Gemälde, das den Hinterkopf einer Frau zeigt, bleibt sie stehen. Der Titel gefällt ihr: *Eva, die einzige, die uns bleibt*. Mit den verschnörkelten unter Ernsts Werken kann Scholl wenig anfangen, die geradlinigeren Bilder und die Skulpturen haben es ihr angetan. Die Skulptur *Vogel Janus* etwa: Sie hat auf der Vorderseite Muscheln als Brüste und eine Schildkröte als Penis, auf der Rückseite stellt ein Frosch eine Vulva dar.

Susanne Scholl mag die Kunst der 20er- und 30er-Jahre, aber ihr Lieblingskünstler lebt noch, sie kennt ihn persönlich. Er ist Russe – natürlich! –, heißt Konstantin Batynkov, und Scholl besitzt mehrere Bilder von ihm. „Er malt nur schwarz-weiß, winzige Menschlein, die ein bisschen wie Heuschrecken ausschauen“, erzählt sie. „Ein Bild, das ich heiß liebe, das ist eine große weiße Leinwand und lauter kleine Männlein, die auf Skiern einen Berg herunterpurzeln. Das ist irrsinnig lustig.“

„Lustig“ ist überhaupt das höchste Lob, das Susanne Scholl einem Kunstwerk aussprechen kann. Eine russische Künstlergruppe hat als Parodie auf die Kunstwelt eine Auktion mit Alltagsgegenständen veranstaltet, vom Fenstergitter bis zur Glascherbe, „wahnsinnig lustig“; von einem anderen russischen Künstler besitzt sie eine kleine Metallskulptur, die ein Strichmännchen darstellt, „die sieht witzig aus, und außerdem ist sie rot“.

Da ist es, das Stichwort Rot. Susanne Scholl und Rot, das gehört zusammen wie Elton John und schrille

Brillen, wie Steve Jobs und schwarze Rollkragenpullover, wie Amy Winehouse und die Bienenkorb-Frisur. Auch heute: Rotes Shirt, roter Schal, rote Handtasche, rote Uhr, rote Brille, roter Lippenstift. Was hat es mit dieser Farbe auf sich? Man muss die Frage gar nicht zu Ende formulieren, Scholl hat sie schon erwartet: Die Farbe sei ein persönlicher Mythos, erklärt sie, entstanden nach dem Ausschließungsprinzip: „Man hat etwas Grünes an und hat ein unangenehmes Erlebnis, dann trägt man nachher nichts Grünes mehr.“

Unangenehme Erlebnisse hatten junge Journalistinnen in den 70er- und 80er-Jahren, als Scholls Karriere begann, immer wieder. Scholl arbeitet nach einem Slawistikstudium in Rom und einem Auslandssemester in Leningrad zunächst für die Auslandsredaktion der Austria Presse Agentur. Der Journalismus war da noch eine Männerdomäne. „Ich hab was gegen Frauen in diesem Beruf“, habe einer ihrer ersten Chefs gleich zur Begrüßung gesagt, erzählt sie; jahrelang habe sie sich am Telefon mit „Dr. Scholl“ gemeldet, um nicht für die Redaktionsassistentin gehalten zu werden. Die verletzenden Bemerkungen sind hängengeblieben, sie ärgert sich bis heute darüber. Hat sich die Situation inzwischen gebessert? „Nein“, sagt Scholl sofort. „Es kommt subtiler daher, aber wir haben viel weniger erreicht, als wir glauben.“

1986 wechselt Scholl von der APA in die Europaredaktion des ORF, 1989 geht sie, ihre kleinen Zwillinge im Gepäck, als ORF-Korrespondentin nach Bonn. Kurz darauf bricht die DDR zusammen – eine aufregende Zeit, auch für Journalisten. „Wir sind wie die Blöden hin- und hergeflogen“, erzählt Scholl, „manchmal in der Früh nach Berlin, wo sich die Geschichten abgespielt haben, und



Wir haben Susanne Scholl gebeten, für dieses Gespräch einen Ort vorzuschlagen, der nichts mit den Themen zu tun hat, für die sie bekannt ist. Sie hat sich für die Max-Ernst-Ausstellung in der Albertina entschieden.



Vor einem Gemälde, das den Hinterkopf einer Frau zeigt, bleibt Susanne Scholl stehen. Der Titel gefällt ihr: *Eva, die einzige, die uns bleibt*.



Mit den verschnörkelten unter Ernsts Werken kann Scholl wenig anfangen, die geradlinigeren Bilder und die Skulpturen haben es ihr angetan. Die Skulptur *Vogel Janus* etwa.

am selben Abend zurück nach Bonn, wo noch immer der Regierungssitz war. Und dazwischen immer wieder nach Wien.“

Nach zwei Jahren wechselt Scholl nach Moskau; mit einer kurzen Unterbrechung bleibt sie bis 2009 dort. Sie berichtet für den ORF über das Russland Gorbatschows, Jelzins und Putins, über Demonstrationen, Aufstände, Putsch und Kriege. Seit knapp drei Jahren ist sie nun wieder in Wien; als erstes seien ihr bei ihrer Rückkehr die Enge, der Tunnelblick der Österreicher aufgefallen, erzählt sie. Haben die Russen etwa keinen Tunnelblick? „Na sicher, aber der Tunnel ist größer. Dort geht es um Leben und Tod; hier darum, dass wir bei der Ski-WM in Schladming nichts reißen.“

Wir sind zum Ende der Ausstellung gelangt und beenden das Gespräch, ganz gegen die Regeln dieser NUReihe, im Café der Albertina, über uns ein großformatiges Schiele-Bild. Die Rückkehr nach Wien sei ihr nicht leicht gefallen, erzählt Scholl, denn es war eine doppelte Umstellung: von Moskau nach Wien und von der Anstellung in die Pension. Wobei Pension das falsche Wort ist – Scholl hat nicht aufgehört zu arbeiten, sie hat eine wöchentliche Kolumne für die *Salzburger Nachrichten* und schreibt an einem Roman über die Begegnung einer ausländerfeindlichen Österreicherin mit einer jungen tschetschenischen Flüchtlingsfrau.

Beim Thema Flüchtlinge kann sich Scholl in Rage reden. Das hat nicht zuletzt mit ihrer eigenen Familiengeschichte zu tun: Auch ihre Eltern – die Mutter eine Eisenbahntochter aus dem zweiten Bezirk, der Vater ein Arzt aus dem Villenviertel Pötzleinsdorf, beide jüdisch und überzeugte Kommunisten – wa-

Da ist es, das Stichwort Rot. Susanne Scholl und Rot, das gehört zusammen wie Elton John und schrille Brillen, wie Steve Jobs und schwarze Rollkragenpullover, wie Amy Winehouse und die Bienenkorb-Frisur. Auch heute: Rotes Shirt, roter Schal, rote Handtasche, rote Uhr, rote Brille, roter Lippenstift. Was hat es mit dieser Farbe auf sich?

ren Flüchtlinge, sie lernten sich im englischen Exil kennen und kehrten 1947 nach Wien zurück. Dass von ihren Großeltern niemand die Nazis überlebt hat, hat Scholl geprägt; die Geschichte der Familie hat sie in ihren Büchern verarbeitet. In ihrem Roman *Elsas Großväter* liest eine Frau die immer panischer werdenden Briefe, die ihr Vater und ihr Großvater einander zwischen Mai 1939 und September 1940 geschrieben haben. Die Protagonistin Elsa sei nicht sie selbst, beteuert Susanne Scholl, aber die Briefe sind die ihres eigenen Vaters und Großvaters; die Mutter hat sie nach dem Tod des Vaters in dessen Schreibtisch gefunden.

Ihr Einsatz für jene Menschen, deren heutiges Schicksal sie an das ihrer eigenen Eltern erinnert, ist derzeit Susanne Scholls Hauptbeschäftigung. Sie hat die hungerstreikenden Asylwerber in der Votivkirche besucht, auf ihrer Facebookseite postet sie regelmäßig offene Briefe an den



Von Kunst verstehe sie wenig, sagt Scholl, 63, als wir die Ausstellung betreten. Es wird sich zeigen, dass das genauso Understatement ist wie ihre Unorganisiertheit: Scholl sammelt selbst, vor eineinhalb Jahren wurde ihre Sammlung im Kunstverein Horn ausgestellt.

Bundeskanzler, den Vizekanzler, die Innenministerin und den Integrationsstaatssekretär. Über 70 sind es mittlerweile, ihr Inhalt ist im Wesentlichen immer der gleiche: „Stoppen Sie die unmenschlichen Abschiebungen nach Tschetschenien –

und in alle anderen Krisenregionen – sofort!“, so enden alle Briefe.

Antworten hat Scholl bisher kaum bekommen, und sie macht sich keine Illusionen, dass die Briefe viel bewirken: „Aber ich habe das Gefühl, ich muss irgendwas tun, und die Briefe sind besser als nichts.“ Immerhin werde ihr letztes Buch *Allein zu Hause*, in dem es ebenfalls um Flüchtlinge geht, bei Lesereisen oft als Geschenk gekauft – mit der Begründung „Das schenke ich dem Freund vom Stammtisch, der ständig gegen Ausländer hetzt.“

Auch in Scholls Kolumne in den *Salzburger Nachrichten* geht es oft um das Thema Flüchtlinge, häufig auch um die politische Situation in Russland oder Ungarn. Immer wieder bekomme sie deshalb Hassmails, erzählt Scholl noch, bevor wir uns verabschieden; mittlerweile habe sie aber gelernt, sie nicht an sich herankommen zu lassen. „Wenn man sich in die Öffentlichkeit begibt, muss man darauf gefasst sein, dass einen nicht jeder liebt“, sagt Scholl: „Everybody’s Darling zu sein, ist auch keine Lebensaufgabe.“



Wir sind zum Ende der Ausstellung gelangt und beenden das Gespräch, ganz gegen die Regeln dieser NU-Reihe, im Café der Albertina. Die Rückkehr nach Wien sei ihr nicht leicht gefallen, erzählt Scholl, denn es war eine doppelte Umstellung: Von Moskau nach Wien und von der Anstellung in die Pension.

Eigentlich ist alles klar

Während sich US-Präsident Obama auf einen historischen Besuch in Israel vorbereitet und die EU an weiteren Nahost-Friedensinitiativen bastelt, ist es um die Regierungsbildung in Israel eigenartig ruhig. Dabei hatten die Wähler eigentlich ein klares Wort gesprochen. Eine Analyse zu den Wahlen in Israel.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM (TEXT UND FOTO)

Gleich nach den ersten Hochrechnungen am Wahlabend des 22. Januar rieben sich Kommentatoren gegenseitlich die Hände: Der Wähler hat „Bibi“ eins ausgewischt. Benjamin Netanjahu musste, meinen die Experten, eine schmerzhaftige Wahlschlappe einstecken. Rechts und Links stehen einander fifty-fifty gegenüber, wollte die linksliberale Tageszeitung *HaAretz* per Grafik beweisen. Im israelischen Parlament herrscht Patt. Vor allem ausländische Medien bejubelten das Ausbleiben des befürchteten Rechtsrucks.

Erst als gegen Ende der vorletzten Januarwoche auch die Stimmen von Soldaten, Gefangenen und Diplomaten ausgezählt waren, ergab sich eine knappe Mehrheit von 61 zu 59 Mandaten für den sogenannten „Rechtsblock“. Bei näherem Hinsehen stellt sich allerdings die Frage, ob der

klare Hass auf „Bibi“ nicht manchem Beobachter den Blick getrübt hat. So gehören zum „Linksblock“ elf arabische Knesset-Abgeordnete, die noch nie einer Regierungskoalition angehört haben. Sodann finden sich im „Linksblock“ zwei Abgeordnete der „Kadima“ („Vorwärts“-)Partei, deren Vorsitzender Schaul Mofaz Netanjahu im November ein zu lasches Vorgehen gegen die Hamas im Gazastreifen vorgeworfen hat. „Links“ soll auch die neu gebildete „HaTnuah“ („Die Bewegung“) mit sechs Abgeordneten sein, deren Chefin Tzippi Livni Ziehtochter des Siedlervaters Ariel Sharon ist, und die kaum einen Monat später als erste Koalitionspartnerin Netanjahus gemeinsam mit diesem vor die Presse trat. Traditionell links ist die sozialdemokratische Arbeitspartei – die allerdings die meisten Siedlungen in den besetzten Gebieten gegründet

hat. Und zum sogenannten „Linksblock“ gehören die 19 Abgeordneten der neuen „Jesch Atid“ („Es gibt eine Zukunft“-)Partei von Jair Lapid. Womit als „echte“ israelische Linke gerade noch die sechs Abgeordneten der „Meretz“-Partei bleiben.

Jüngster Polit-Komet Israels

Jair Lapid, neuer Hoffnungsträger europäischer Friedenssehnsucht, hat seine Wahlkampagne im Oktober mit einer Rede zur Außenpolitik in der Siedlerstadt Ariel im Herzen Samarias eröffnet. Offen vertritt er, die Siedlungsblöcke müssten im Rahmen eines Abkommens mit den Palästinensern auf jeden Fall bei Israel bleiben. Im Gegenzug bietet er den Palästinensern noch nicht einmal Territorium, das vor 1967 bereits zu Israel gehört hat – wie das der als „rechts-



Schließlich wünschen sich viele Israelis eine Reform des Wahlsystems, stabilere und vor allem (kosten-)effektivere Regierungen. All das hätte Netanjahu bereits in der vergangenen Legislaturperiode durchsetzen können. Als Regierungschef ist er nach wie vor unumstritten die Nummer eins in Israel.

extrem“ und „rassistisch“ verschrieene Avigdor Lieberman vorgeschlagen hatte. Eine Teilung Jerusalems kommt für Lapid nicht in Frage. Er vertritt somit nichts anderes als Netanjahu oder Lieberman – und eben einen überwältigenden Konsens in der israelischen Gesellschaft. Könnten die Palästinenser das akzeptieren, hätten sie spätestens im Jahr 2000 in Camp David von Ehud Barak ihren Staat haben können. Problempunkt an der Position Lapids ist, dass sie nicht nur für die arabische Welt, sondern auch für Europa inakzeptabel ist. Alle Siedlungsvorhaben, die in den vergangenen Monaten für Furore gesorgt haben, werden von Lapid – nimmt man seine Aussagen ernst – unterstützt.

Auch in punkto Iran ist der jüngste Polit-Komet Israels keine Taube. So sagte er der Nachrichtenagentur Reuters ohne Zaudern ins Mikrofon: „Sollte der Iran eine Atombombe bekommen, muss Israel die Anlagen bombardieren.“ Im selben Interview forderte Lapid eine Neuaufnahme der Gespräche mit den Palästinensern, was für europäische Ohren Musik gewesen sein mag. De facto vertrat er damit aber wieder nichts anderes als seine Kollegen Lieberman und Netanjahu. Gemeinsam mit einem überwältigenden Großteil seiner Mitbürger will er „die Palästinenser loswerden“ – was er in dem schönen Satz zusammenfasst: „Wir wollen mit den Palästinensern keine glückliche Ehe, sondern eine lebenswerte Scheidung.“ Fragen, die aus europäischer Sicht essenziell für die Zukunft des Nahen Ostens scheinen, standen im Januar in Israel nicht zur Wahl, wurden im Wahlkampf nicht einmal angesprochen, geschweige denn diskutiert. Dazu gehören die Iranfrage, der Friedensprozess, die politische Zauberformel „Land für Frieden“, Israels Siedlungspolitik oder das Verhältnis zu den Palästinensern. In all diesen Fragen ist sich die israelische Öffentlichkeit, von wenigen Ausnahmen

abgesehen, einig. Offensichtlich ist die traditionelle Einteilung Israels in „rechts“ (d.h. hart mit rassistischer Tendenz, siedlungswild, friedensunwillig) und „links“ (d.h. gesprächsoffen, kompromissbereit, rückzugswillig) hinfällig. Die Hauptsorge des Rests der Welt, der inmitten eines außer Kontrolle geratenen „Arabischen Frühlings“ wenigstens zwischen Israelis und Palästinensern Frieden sehen will, interessiert den israelischen Wähler nicht.

Die steigenden Lebenshaltungskosten – und dabei vor allem die horrenden Wohnungskosten – treiben die Menschen auf die Straße. Unumstritten ist, dass Israels Militär gegen erklärte Feinde aktiv werden muss. Die Bürger bewegt, wer die Armee unterhalten, wer drei Jahre Wehr- und danach noch zwei Jahrzehnte lang jedes Jahr einen Monat lang Reservedienst leisten und bei alledem sein Leben aufs Spiel setzen soll. Schließlich wünschen sich viele Israelis eine Reform des Wahlsystems, stabilere und vor allem (kosten-)effektivere Regierungen.

All das hätte Netanjahu bereits in der vergangenen Legislaturperiode durchsetzen können. Als Regierungschef ist er nach wie vor unumstritten die Nummer eins in Israel. Fast zwei Drittel aller Parlamentsabgeordneten haben nach den Wahlen Staatspräsident Peres vorgeschlagen, ihn mit der Regierungsbildung zu beauftragen. Der Wähler hat den Ultraorthodoxen, die damit drohen, „den Namen Gottes zu heiligen“ und gegen die Beschlüsse der Regierung aufzustehen, eine klare Absage erteilt. Unvereinbar scheinende Partner wie die säkulare „Jesch Atid“-Partei Jair Lapids und das nationalreligiöse „Bait HaJehudi“ („Jüdische Haus“) unter Naftali Bennett haben ein „ehernes Bündnis“ geschmiedet. Sie sind sie sich einig: Die Ultraorthodoxen müssen in die Armee. Auch will man die orthodoxe Dominanz des Obersten

Rabbinats aufsprengen. Nationalreligiöse Rabbiner wollen endlich als vollwertig betrachtet und behandelt werden.

Koalitionspartner Livni

Was treibt den politischen Taktiker Netanjahu dazu, ausgerechnet mit Tzippi Livni eine erste Koalitionsvereinbarung einzugehen? – Ihre „Bewegung“ hat sechs Sitze und gehört zu der Minderheit in der Knesset, die sich weigerte, Netanjahu als Premier vorzuschlagen. Livni bricht als erste von drei Parteichefinnen, die gelobt hatten, niemals eine Koalition mit Netanjahu einzugehen, eben dieses Versprechen. Sie soll dafür Justizministerin werden und die Verhandlungen mit den Palästinensern verantworten. Glaubt Netanjahu, Lapid und Bennett als Koalitionspartner so fest in der Tasche zu haben? – Livni gehört zu den profiliertesten Befürworterinnen des Gazarückzugs im Sommer 2005, soll für eine Teilung Jerusalems und eine Aufgabe der Siedlerstadt Ariel sein – weshalb sie für das nationalreligiöse „Bait HaJehudi“ der Siedlerbewegung völlig inakzeptabel ist. Oder brüskiert Netanjahu seine „natürlichen Bündnispartner“ nur deshalb, weil er sich einfach wohler fühlt mit der „alten Garde“, die lieber um Posten und Einfluss feilscht, als Inhalte und Sachfragen zu diskutieren? – Fast 50 der 120 Knesset-Abgeordneten sind neu im parlamentarischen Geschäft.

Viele verabscheuen expressis verbis das traditionelle Gerangel um Ministerposten. „Es kommt darauf an, wohin Netanjahu das Land führen will, welche Ziele er hat und welche Werte“, betont Lapid. Das Volk hofft auf eine neue Politikergeneration, die hält, was sie versprochen hat. Spannend bleibt, ob Netanjahu diesen Erwartungen gerecht wird und unter diesen Bedingungen eine stabile Koalition zustandebringen kann.

Pokusch

In einem Ort in der Ukraine wird eine Familiengeschichte wiederentdeckt. Obwohl 70 Jahre vergangen sind, scheint es, dass die Zeit dort stehengeblieben ist. Eine emotionale Reise durch Ostgalizien und die Vergangenheit.

VON ERWIN JAVOR (TEXT UND FOTOS)

Mein Vater wurde in Ostgalizien geboren. Damals war es ein Teil Österreich-Ungarns, später gehörte es zu Polen, dann zu Russland, war Teil des Deutschen Reiches und schließlich der Sowjetunion. Heute liegt es in der Ukraine. Mein Vater war polnischer Ulan, mein Großvater noch k. u. k. Soldat in kaiserlichen Diensten. Mein Vater weigerte sich nach der Shoa, je wieder dorthin zurückzukehren. Alles, was blieb, waren seine höchst abenteuerlichen Geschichten. Viele davon waren so unglaublich. Er war unglaublich. Ich habe ihn mein Leben lang bewundert, verehrt, und seit seinem Tod vergeht kaum ein Tag, an dem ich ihn nicht vermisse. Vermisse ich ihn? Oder ist es die sehnsüchtige Fantasie, die ich mir von meinem viel zu früh verstorbenen Vater zurechtgelegt habe? Glorifiziere ich mein Wunschbild von ihm oder wünsche ich mir, für meine Kinder so ein Vater zu sein, wie er es für mich war? Mittlerweile bin ich selbst schon Großvater, und es wurde mir immer wichtiger, nicht nur zu fühlen, sondern ganz objektiv zu wissen, ob mein Vater so war, wie ich ihn immer gesehen habe. Ich fühlte mich sogar schuldig wegen dieses immer wieder aufflammenden Verlangens, mit Sicherheit wissen zu wollen, ob er mir Heldensagen erzählt hatte



Erwin Javor mit seinem Vater, Wien 1951.

Ich fragte den alten Mann schließlich, ob er überhaupt Juden gekannt hätte. Wie aus der Pistole geschossen meinte er: „Pokusch und Ksil.“ Mir blieb das Herz stehen. Der Spitzname meines Vaters, den ich bisher niemandem gegenüber erwähnt hatte, war Pokusch.

oder ob er nicht nur mein, sondern wirklich ein Held war. Ich hatte Angst davor, mich dieser Wahrheit zu stellen. Ich wollte nichts herausfinden, das mein Bild, meine Liebe zu meinem Vater auch nur im Geringsten schwächen könnte. Aber ich wollte auch abschließen und die im logischen Teil meines Gehirns immer wieder aufblitzenden Zweifel so oder so aus dem Weg räumen.

Meine Reise

Im Sommer 2012 flog ich hin. Zunächst nach Lemberg, das heute Lviv heißt. Von dort aus, in einer Odyssee über Stock und Stein, zweieinhalb Stunden über Straßen, die den Namen kaum verdienen, von einem Schlagloch zum anderen, suchte und fand ich Stanislaw. Heute heißt es Iwano Frankiwsk. Circa 150 km weiter lag schließlich Jablonica, das ostgalizianische Shtetl, das kleine Dorf meines Vaters in den Karpaten, das heutige Jablunytsia. Im Vorfeld hatte ich eine lokale Wissenschaftlerin und Museumsmitarbeiterin, Frau Flys, und eine Dichterin aus Stanislaw, Halya Petrosanyak, ausfindig gemacht, die meine Entdeckungsreise sprachlich und als intime Kennerinnen der lokalen Gegebenheiten begleiten sollten. Als mich Halya abholte, um mit mir nach Stanislaw zu fahren, wusste ich dank der beiden schon, wo wir die Synagoge und das einstige Grundstück meiner Familie in Jablonica finden würden, sogar, dass meine Familie einen ganzen Berg besessen hatte, Wald- und Grundbesitz, den die Familie gemeinsam mit einer anderen geerbt hatte. Halya ist, wie sie mir später erzählte, Huzulin, und war ebenfalls in einem Dorf, dem Shtetl meines Vaters nicht unähnlich, aufgewachsen. Mein Vater hatte immer voll Verachtung von den Huzulen und Ruthenen und ihrem primitiven,



Pokusch als polnischer Ulan.

ungebildeten, gewalttätigen, verstoffenen, frömmelnden Judenhass gesprochen ...

Von Stanislaw nach Jablonica

Stanislaw hat heute etwa 200.000 Einwohner und ähnelt einer zwar im post-kommunistischen Sinn freien, aber verschlafenen, sicher nicht westlichen und schon gar nicht modernen Stadt. Die Spuren der Vergangenheit waren wie eingefroren, die Stadt noch kaum renoviert, es gibt kaum Geschäfte, keine Werbung oder sonstige Symbole einer florierenden Marktwirtschaft.

Ich stieg in einem eigenartigen Hotel gleich neben der Synagoge ab. Es war von einem Juden, der nach dem Krieg in die „judenreine“ Stadt gezogen war, renoviert worden und wird, ungeachtet der Tatsache, dass es, außer Leuten wie mir auf der Suche nach der Vergangenheit, praktisch keine jüdischen Gäste hat – woher auch – streng koscher geführt. Die Wände sind mit *Stürmer*-artigen Karikaturen „dekoriert“, deren bittere Ironie an die meisten Gäste vermutlich verschwendet ist.

Meine erste Anlaufstelle war der Rabbiner, ein Lubawitscher, der mir von vielen zerstörten Friedhöfen und von zumindest einigen wenigen Gedenksteinen, die an Erschießungen erinnern sollten, erzählte.

Heute gibt es vielleicht noch drei Dutzend Juden in Stanislaw, wo früher 35.000 lebten. Aber mitten im Nichts, wo es kaum noch Juden gibt, hat der Rabbiner koscheres Fleisch auf dem Tisch – importiert, und zwar ausgerechnet aus Wien. Das gefiel mir wieder. Letztlich sind wir unschlagbar!

In Jablonica schließlich riet mir Frau Flys, die ich ebenfalls in meine Recherchen eingebunden hatte, den katholischen Feiertag, der gerade stattfand, zu nutzen. „Alle Alten werden da sein, die können wir ansprechen.“ Vorbei an der orthodoxen Kirche kamen wir zur griechisch-katholischen Kirche und dem Friedhof, wo auf eine dicht gedrängte Menge, vor allem Frauen, aus Lautsprechern die Sonntagspredigt herunterprasselte. Dort versuchten wir unter den in festlicher Tracht aufgeputzten Huzulen, die mein Vater so verachtet hatte, Ansprechpartner zu finden. Dialoge kamen in dem herrschenden Grundverständnis „was war, war, darüber wollen wir nicht reden“ rasch ins Stocken. Angespannt in Angst, dass die Umstehenden dieses Gespräch oder den Versuch, dieses Gespräch zu führen, bemerken würden, wandten sie sich schneller ab als wir Gelegenheit hatten, eine Basis dafür aufzubauen.

Was mir erst dort bewusst wurde, war die Komplexität der Unterdrückungspraktiken in diesen Dörfern. Ich wusste natürlich von der Unterdrückung und Verfolgung der Juden. Was mir erst dort klar wurde, war die Perfidie, dass unsere Unterdrücker, diese Ruthenen und Katholiken, die mit so viel leidenschaftlichem Hass auf uns Juden herunterblicken wollten, selbst – erst von den Polen, später den Deutschen, den Ungarn und dann den Russen – eine lange Unterdrückungsgeschichte erlebt

Unbändige Wut, Trauer und Glücksgefühl ließen mich für eine Weile nicht mehr schlafen. Und Dankbarkeit, dass es immer wieder, auf allen Seiten, doch ein paar Menschen, wirkliche Menschen gibt.

hatten. Das veränderte etwas in mir – und machte es mir nicht leichter, mich mit meinen Gefühlen auseinanderzusetzen.

Väter

Dann sahen wir einen uralten Mann den Berg herunterkommen. Wie sich später herausstellte, war er etwas jünger als ich. Viel gesprächiger als die anderen war er auch nicht, aber er zeigte auf Häuser, die ehemaligen „jüdischen Häuser“ unten am Berg, von denen ihm seine Eltern erzählt hatten, und er verwies uns an einen anderen, diesmal wirklich alten Mann. Der hieß Mazalak, war Jahrgang 1930. Ich fragte ihn nach meinem Vater und meiner Familie. Engelstein? Kannte er nicht. Unter anderem deshalb, weil es im Dorf nicht üblich war, sich beim Nachnamen zu nennen. Ich fragte ihn schließlich, ob er überhaupt Juden gekannt hätte. Wie aus der Pistole geschossen meinte er: „Pokusch und Ksil.“ Mir blieb das Herz stehen. Der Spitzname meines Vaters, den ich bisher niemandem gegenüber erwähnt hatte, war Pokusch. Er hatte mir auch erzählt, dass er unter Juden „der Lange“ genannt wurde, weil er der Größte in der Familie war. Und „Pokurcz“ bedeutet auf Polnisch „Winzling“, was immer die Zusam-

menhänge sein mögen. Ksil war sein Bruder Karol. „Pokusch hat meinem Vater das Leben gerettet!“ rief Mazalak aus und brach in Tränen aus. Das war das Wesentliche, was er sich von meinem Vater gemerkt hatte, aber dem ging viel voraus: Mazalaks Vater hatte im Straßenbau gearbeitet. Er hatte Pokusch 1942 in Worochta, als die Deutschen begannen, mit Hilfe der Einheimischen die dortigen und aus Ungarn deportierten Juden zu erschließen, im richtigen Moment das Richtige gesagt: „Geh nicht in dein Haus. Sie erschließen Juden.“ So hatte mein Vater es mir erzählt. Er und sein Bruder waren daraufhin geflohen. Mit falschen Papieren, über Rumänien, landeten sie schließlich in einem Arbeitslager in Ungarn, dem sie mit Hilfe einer sich polnisch fühlenden Gräfin ebenfalls entkamen. Diese Zeit alleine würde Bücher füllen, aber ich halte sie kurz, um den Faden in Jablonica wieder aufzunehmen, wohin mein Vater, sein Bruder und meine Tante in einem unglaublichen, abenteuerlichen Fußmarsch zurückkehrten, da sie dachten, das Kriegsende wäre nicht mehr weit und unter den Russen würden sie bessere Lebens- und Überlebensbedingungen vorfinden. Sie hatten sich allerdings zeitlich verkalkuliert, denn als sie im Ort ankamen, waren die Russen noch nicht dort, und

sie saßen abermals in der Falle. Und das war der entscheidende Moment, von dem Mazalak erzählte: „Vasylyna Tynkaljuk hat Pokusch in diesem Erdloch versteckt.“

Vasylyna

Wir suchten nun diese Frau, von der Mazalak berichtet hatte. Wir gingen in das Haus, eher eine Hütte, das er uns gezeigt hatte und fanden eine alte Frau vor. Vasylyna Motruk, geborene Tynkaljuk, lebte hier mit ihrem einzigen Sohn, einem Alkoholiker, lag im Bett und hörte kaum noch. Als wir sie nach versteckten Juden, zwei Männern und einer schwangeren Frau, fragten, schrie sie sofort „Pokusch!“ und zeigte in die Richtung, wo das Erdloch wäre, in dem sie ein halbes Jahr lang vergraben gewesen waren. Vasylyna begann zu weinen und Psalmen zu singen. Die alte Frau war das Pflegekind des Ehepaars, das Pokusch und die beiden anderen einst gerettet hatte. Wie sie die Geschichte erzählte, hatte Pokusch ihre Pflegemutter, Kateryna Mysjuk, gebeten: „Rette mich!“ Sie hatte zuerst geantwortet: „Ich muss Mychajlo, meinen Mann, fragen.“ Aber dann hätte Vasylyna von ihren Pflegeeltern den Auftrag bekommen, zwischen einem Apfel- und einem Birnbaum das Erdloch zu graben. Das bedeutete damals akute Lebensgefahr auch für sie. Sie hatten auch keine Zweifel daran, dass ihre Nachbarn sie sofort angezeigt hätten, wenn sie draufgekommen wären, und die Gestapo hätte auch mit ihnen kurzen Prozess gemacht. Sie brachten den Versteckten, ausschließlich nachts, in einem Kübel Essen zum Apfelbaum und taten dabei, als ob sie Wasser holen wollten. Sie hatten schreckliche Angst davor, erschossen zu werden, aber sie taten es. Mein Vater, sein Bruder und seine schwangere Frau konnten dieses Erdloch sechs Monate lang so gut

Jablonica, einst ostgalizianisches Shtetl.





Oben: Erwin Javor mit Mazalak.
Javors Vater hat seinem Vater das
Leben gerettet.

Links: Vasylyna Motruk, sie hat Javors
Vater versteckt.

wie nie verlassen, nur bei Neumond, im Schutz der Dunkelheit.

Ich wollte es sehen. Vasylynas Sohn bot an, es uns zu zeigen, aber sie wehrte zunächst ängstlich ab. „Die Leute werden reden.“ Sie hatte immer noch Angst. Wir sahen es schließlich doch. Reste einer Erdgrube waren zu erkennen, der Apfelbaum stand noch.

Ich fragte Vasylyna: „Hat sich mein Vater revanchiert?“ Ja, das hatte er. Er hatte später der Familie ein Haus, Grund und Geld geschenkt. Vasylyna hatte dann einen Mann geheiratet, der der anti-russischen Ukrainischen Aufstandsarmee UPA angehörte und später zu 25 Jahren Sibirien verurteilt wurde. Die ganze Familie verbrachte daraufhin zehn Jahre in Zwangsarbeit in Sibirien. Dann wurde er begnadigt, und die Familie kehrte zurück. Zu Hause wurden sie dann als Verräter oder Russenschweine beschimpft und ihr

Haus, das sie von Pokuusch bekommen hatten, war zerstört worden. Daraufhin hatten sie diese Hütte gebaut, in der wir Vasylyna als alte Frau mit ihrem Sohn vorfanden. Der Mann hatte sie kurz nach ihrer Rückkehr aus Sibirien wegen einer jüngeren Frau verlassen. „Mein langes Leben verdanke ich Pokuusch“, sagte sie mir ohne Bitterkeit, zu der sie jede Berechtigung gehabt hätte, „er hat für mich gebetet.“

Pokuusch wird Bürgermeister

Dass mein Vater nach dem Krieg überhaupt in die Lage kam, sich bei Vasylynas Familie zu revanchieren, kam so: Sein Bruder und er hatten zu Kriegsende nach sechs Monaten im Erdloch lange Bärte wie Rabbiner – oder Popen, und Popen waren den Russen zu diesem Zeitpunkt genauso suspekt wie die Juden den Nazis. „Wir sind Juden“, mussten sie nun nicht verbergen, sondern beweisen. Um den russisch-jüdischen Offizier

zu überzeugen, der in diesem Moment ihr Schicksal in der Hand hatte, begannen sie auf Hebräisch zu beten. Es half – und da zu diesem Zeitpunkt, 1944, nicht allzu viele glaubwürdige Nicht-Nazis in der Gegend zu finden waren, machten die Russen meinen Vater im mittlerweile „judenreinen“ Jablonica zum Bürgermeister. Das hatte er mir oft erzählt und ich gestehe, ich hatte Momente, für die ich mich nach dieser Reise schäme, wo ich mir nicht sicher war, ob das wahr oder eine Räubergeschichte war, wie sie ein Vater seinem Kind eben erzählt.

Wie ich nun erfuhr, stimmte es. Der Bruder meines Vaters und dessen hochschwangere Frau waren inzwischen wieder in Ungarn und mein Vater, der Bürgermeister von Jablonica, ging von Haus zu Haus und lieferte den Russen die Nazis aus. Er zeigte Mörder und Plünderer an, die „wie bei den Juden“, wie Mazalak sich sehr wohl erinnerte, auf ei-

nen Sammelplatz gebracht wurden. Die nächste Station der mordenden und plündernden Ukrainer war allerdings Sibirien, nicht wie für die Juden der Massenerschießungsplatz im benachbarten Wald. Mazalak erzählte von dem Moment, wo sein Vater für den Zug nach Sibirien fällig gewesen war. Aber Pokusch, mein Vater, hatte gesagt: „Der nicht.“ Pokusch hatte sich revanchiert. Er hatte nicht vergessen, was „der“ für ihn getan hatte. Er hatte sein Leben gerettet, nun rettete er ihm das seine. Der alte Mann vor mir weinte.

Die Ära meines Vaters als Bürgermeister von Jablonica endete wieder, nachdem er auf die Abschlusliste der UPA, der Ukrainischen Aufstandarmee, geraten war und ihm bewusst wurde, dass er hier allein unter Feinden, wo er nicht einmal mehr die Gräber der Seinen finden konnte, kein Leben hatte. Abermals von Bauern, diesmal in einem Heuwagen, versteckt, floh er wieder nach Ungarn. Der alte Mann hatte mir bestätigt, was mein Vater erzählt hatte.

Die anderen Juden

Ich fragte nach den anderen Juden. Da waren keine mehr. Angeblich waren einige wenige ebenfalls „versteckt“ gewesen. „Ich weiß es nicht“, hörten wir oft. Oder „kann mich nicht erinnern“. Aber das Stichwort „Pokusch“ löste immer wieder Reaktionen aus. „Er war ein guter Mensch“ oder „er war reich“. Einige meiner ängstlichen und zögerlichen Informanten waren nach dem Krieg auch zu Geld gekommen. Fürs Judenretten? Sie erzählten es nicht.

Es hatte Massenerschießungen gegeben, soviel stand fest, auch wenn hier nicht einmal eine Gedenktafel darauf hinwies. Das hatten die Russen mit der Begründung verweigert, dass hier keine Juden, sondern, wie



Das Versteck.

anderswo auch, sowjetische Bürger erschossen worden waren. Eine Frau erzählte wieder von Pokusch. „Er hat meiner Mutter Tücher verkauft, auf Raten“, berichtete sie. Und wir hörten, dass die Erschießungskommandos um 17 Uhr aufhörten. Bürozeit Ende. So wurde ein junges Mädchen noch einmal nach Hause geschickt. „Geh nach Hause, schönes Kind.“ Ihre Familie war schon erschossen worden.

Vom ehemaligen jüdischen Friedhof, in Tatarow, wo einst meine Vorfahren begraben wurden, war keine Spur mehr zu sehen. Nur noch ein einziger großer, verwaister Grabstein, den die Bauern noch nicht zum Bauen ihrer Häuser geholt hatten, erinnerte an den Friedhof. Dieser eine Stein war wohl zu schwer zu transportieren. „Es hat Erschießungen am Fluss gegeben“, erzählten zwei alte Frauen, die mit einem Hund durch den ehemaligen Friedhof marschierten. Im ehemaligen Gestapo-Haus lebt nun ein Oligarch. Wo einmal die Synagoge war, steht jetzt ein Trafo.

In Jeremce fanden wir ein Antiquitätengeschäft, das Judaica, unter anderem Kiddusch-Becher und Dutzende Schabbes-Leuchter führte. Ich kaufte zwei ganz einfache. Wer weiß, vielleicht hatte einer meiner Verwandten irgendwann einmal ge-

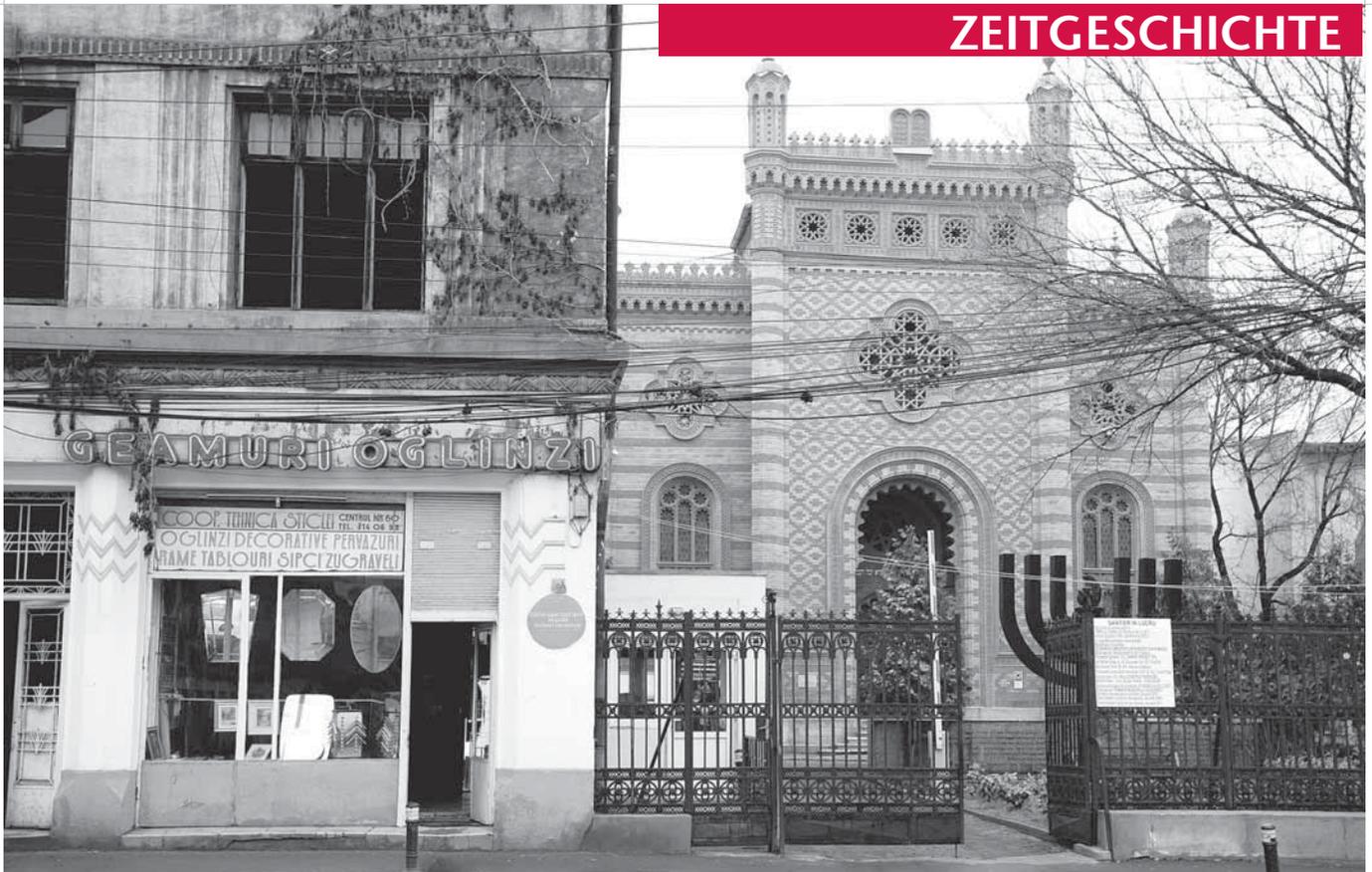
rade die in der Hand gehabt. „Im Winter ist Saison“, meinte der Besitzer, „da habe ich mehr Ware.“ Ich dachte nur: „Bis heute verkaufen sie die Juden, obwohl sie sie schon längst alle ausgerottet haben.“

Im Grunde genommen ist dort die Zeit stehengeblieben. Viele sind heute, wie sie damals waren. Gewaltbereit, primitiv, patriarchalisch, ängstlich hinter ihrem Wirtshausgebrüll versteckt. Aber einige von ihnen sind trotzdem fähig, in Extremsituationen aus ihren Glaubenssystemen andere, nämlich ethische Schlussfolgerungen zu ziehen – und unter Einsatz ihres eigenen Lebens den einen oder anderen Juden zu retten.

Danach

Ich fuhr wieder nach Hause. Selten war mir so bewusst, wie wenig selbstverständlich das war. Ich fuhr nach Hause, zu meiner Frau, meiner Familie, zurück in mein Leben. Was ich erlebt habe, hat mich nicht verändert, aber es hat mich doch verändert. Es war meine emotionalste und anstrengendste Reise. Unbändige Wut, Trauer und Glücksgefühle ließen mich für eine Weile nicht mehr schlafen. Und Dankbarkeit, dass es immer wieder, auf allen Seiten, doch ein paar Menschen, wirkliche Menschen gibt.

Ich habe mich nie als Opfer gefühlt. Ich kann Opfergeschichten nicht ausstehen. Es verletzt meinen Stolz, ein Opfer sein zu sollen. Ich fände es auch obszön, mich als Opfer zu fühlen, denn mir selbst ist nichts geschehen, das auch nur annähernd mit dem Schicksal der Generation meiner Eltern verglichen werden darf. Ich wollte mich nie mit dem Leid meiner Vorfahren „schmücken“. Es wäre zu leicht. Nach dieser Reise will ich es noch weniger. Ich will nie – nie! – Opfer sein.



Das zweite Leben des Leopoldstädter Tempels

Die Synagoge in der Wiener Tempelgasse wurde 1938 zerstört. Wer sie heute besichtigen will, muss ins Ausland reisen. In halb Europa wurde das Gotteshaus im 19. Jahrhundert kopiert. Auch in Rumänien.

VON EVA KONZETT (TEXT) UND MARTIN GRUBER (FOTO)

Schwer sind die Bilder des touristischen Bukarest für denjenigen zu behalten, der hinter dem Einheitsplatz der rumänischen Hauptstadt den leichten Hügel hinaufsteigt. Weit weg scheinen die schmucken Jahrhundertwende-Villen, die wie andernorts vom Aufstieg des Bürgertums zeugen, auch der mächtige General-Magheru-Boulevard mit seinen Juwelen der modernen Baukunst der 30er-Jahre ist in den Abgaswolken einer durchmotorisierten Stadt zurückgeblieben. Hinter dem Einheitsplatz herrscht die Geschichtslosigkeit zwischen den in den 80er-Jahren hochgezogenen, einst

weißen Betonhochhäusern. Staubbedeckt stehen sie da, eines neben dem anderen, geschmückt nur von den kleinen Kiosken, die sich in den Erdgeschoßen angesiedelt haben und die Bewohner des jeweiligen Blocks mit dem Notwendigsten versorgen.

An diesem Ort einer vergessenen Erinnerung befand sich früher das dichteste jüdische Viertel der Stadt. Es wurde im Zuge der Urbanisierungspläne des sozialistischen Machthabers Nicolae Ceausescu in den 70er- und 80er-Jahren den Planierdraht überlassen. Platz musste damals geschaffen werden für den Traum des Diktators,

seinem Bukarest eine neue administrative Struktur zu geben, die im Volkspalast ihre Krönung finden sollte. Bis heute thront dieser, einer der größten Profanbauten der Welt, rücksichtslos über der Altstadt. Vom einst farneichen jüdischen Leben können im Viertel nur noch zwei Synagogen, ein Theater, ein Museum sowie die Jüdische Schule erzählen – verstreute Zeugnisse einer vergangenen Welt. Um das jüdische Leben wiederzufinden, muss heute zusätzlich in den Büchern gesucht werden und in den Geschichten der Menschen. Sie erzählen von einer bedeu-

Um das jüdische Leben wiederzufinden, muss heute zusätzlich in den Büchern gesucht werden und in den Geschichten der Menschen. Sie erzählen von einer bedeutenden jüdischen Gemeinde, die sich aus orthodoxen Ostjuden, sephardischen Händlern und einem sich im 19. Jahrhundert herausbildenden liberalen Flügel zusammensetzte.

tenden jüdischen Gemeinde, die sich aus orthodoxen Ostjuden, sephardischen Händlern und einem sich im 19. Jahrhundert herausbildenden liberalen Flügel zusammensetzte.

Eine der noch bestehenden Synagogen ist der Chor-Tempel. Leicht zurückversetzt steht er in einer Seitengasse des Corneliu-Coposu-Boulevards, der das Viertel heute durchschneidet. Die rostrote Fassade mit maurischen Elementen ist renoviert, dahinter arbeiten Handwerker an der Restaurierung des Innenraums. Die Verbauung von links und rechts nimmt dem Sakralbau das Monumentale, aber nicht den Stolz. Bis heute ist der Chor-Tempel architektonischer Ausdruck der im 19. Jahrhundert erstarkenden Reformbewegung rund um den Gelehrten Iuliu Barasch, welche die Ideen der Haskalah auch in Rumänien umzusetzen versuchte. In diesem Sinne kündigte die Zeitung *Der rumänische Israelit* im Jahr 1857 den Bau des Tempels an, der „nach Vorbild der Chor-Tempel in den zivilisierten Ländern errichtet“ werden solle. In der Wiener Tempelgasse hatten zuvor die Arbeiten zum neuen großen Leopoldstädter Tempel unter dem Architekten Ludwig von Förster begonnen. Warum also nicht diesen zum Vorbild nehmen? So wurden die Baupläne aus Wien von den Architekten I. Enderle und Gustav Freiwald übernommen und den rumänischen Gegebenheiten, das heißt vorrangig in kleinerer Dimension, angepasst.

Ein durchaus nicht ungewöhnliches Prozedere in der damaligen Zeit. Der Leopoldstädter Tempel wurde im ganzen deutschsprachigen Raum, in den Kronländern der Monarchie und auch in Rumänien kopiert. Der Zugang von Juden in die Städte hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Bauboom an Gotteshäusern ausgelöst. Aus ideologischen und ökonomischen Gründen wurde in der architektonischen Gestaltung auf bestehende Synagogen und beson-

ders gerne auf den Sakralbau in der Tempelgasse zurückgegriffen. „Wir können fast von einer industriellen Produktion sprechen“, erklären die Architekten Bob Martens und Peter Herbert im Gespräch. Seit 15 Jahren forschen sie von Wien aus in diesem Gebiet und haben u.a. den Stadtführer *Die zerstörten Synagogen Wiens* erstellt. Mehrere Kopien fallen den beiden Experten spontan ein: Zagreb, Szekszard, Cluj und eben der Chor-Tempel in Bukarest, überall findet sich eine dreischiffige Synagoge mit Türmen in mehr oder weniger starker Anlehnung an das Wiener Vorbild. „Es ist dies ein Archetypus, der sich im 19. Jahrhundert entwickelt hat“, erklärt Peter dazu; dieser finde sich auch in katholischen Gotteshäusern oder etwa in der evangelischen Kirche in der Gumpendorfer Straße in Wien wieder. Die Synagogen selbst durften jedoch in keinem Fall eine Konkurrenz zu den Sakralbauten der Mehrheitsbevölkerung darstellen. Dementsprechend waren sie selten freistehend und wurden eher in den urbanen Randgebieten errichtet.

Orientierung nach Westen

Auch Lya Benjamin, eine jüdische Historikerin in Bukarest, überrascht es nicht, dass bis heute eine Synagoge die Existenz des 1938 während der Reichspogromnacht von Nazi-Scheren zerstörten Gotteshauses in der Tempelgasse belegt: „Der progressive Flügel hat sich damals aus Überzeugung an den Gemeinden in Westeuropa orientiert. Es war ein Prozess der Emanzipation aus sich selbst heraus. In Rumänien hatten Juden bis dato trotz aller Bestrebungen die vollen Bürgerrechte noch nicht erlangt. Ziel war es, einen monumentalen Tempel zu bauen, um die eigene Position zu untermauern. Um sichtbar zu sein“, erzählt sie. Der Tempel verkörpert demnach auch einen Freiheitswillen, den die rumänischen Juden bei ihren

Glaubensbrüdern im Westen bereits verwirklicht glaubten.

In Rumänien wird es indes noch bis in die 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts dauern, bis die Juden als Staatsbürger anerkannt werden. Auch der Chor-Tempel wird mit einigen Verzögerungen – unter anderem wird er 1866 von rumänischen Nationalisten in Brand gesteckt – erst 1867 vollendet, nachdem bereits 1864 der Grundstein gelegt worden war.

Etwas mehr als 100 Jahre später macht sich der damalige rumänische Machthaber Nicolae Ceausescu Ende der 70er-Jahre daran, solche Sakralbauten wieder einzureißen. Nicht nur ein neuer Mensch soll im Sozialismus geformt werden, auch das kollektive Gedächtnis muss sich auf radikal anderen Grundlagen neu bilden. Dass für die städtebauliche Umstrukturierung historische Teile der Stadt Bukarest zerstört und zehntausende Menschen zwangsumgesiedelt werden, nimmt man dabei in Kauf. Hunderte Synagogen und Gebetshäuser – ein Teil davon bereits ungenutzt – fallen diesem Prozess zum Opfer. Auch Kirchen und Klöster sind betroffen. Selbst Bauten, die der Demolierung entgehen, sind vor der städtebaulichen Marginalisierung geschützt. So werden um manches Gotteshaus mehrstöckige Neubauten hochgezogen, die Sakralbauten von Hochhäusern umstellt. Ein Schicksal, das etwa die sogenannte „Große Synagoge“ erfahren musste. Von drei Seiten wird das aktive Gotteshaus jetzt von Betonfassaden bedrängt. Die prunkvolle Hauptseite verschließt sich so der Öffentlichkeit, das Gebäude ist von der Rückseite aus nur schwer als Synagoge erkennbar. Sie wurde aus dem zugänglichen Stadtbild gelöscht. Dies schützte die Synagoge wenigstens vor antisemitischen Übergriffen, soll ein Rabbiner einmal gesagt haben. Der jüdische Galgenhumor hat den Versuch, einen neuen Menschen zu schaffen, unversehrt überstanden.



B&H – Eine New Yorker Institution

Auf die höfliche Anfrage, mit einem Vertreter von B&H bezüglich eines Artikels in einer österreichisch-jüdischen Zeitschrift sprechen zu dürfen, kam eine ebenso höfliche, aber dedizierte Absage: „Thank you for your interest in B&H Photo. We are flattered you’d think of us ... we must decline.“ *Shofar so good!* Aber kein Grund, keinen Artikel über das New Yorker Geschäft B&H zu schreiben.

VON PETER WEINBERGER

B&H scheint bekannt dafür zu sein, Pressekontakte jenseits von Verkaufsinteressen zu meiden. Es gibt zwar ein von der Homepage von B&H abrufbares Video über das Geschäft auf der 9th Avenue, aber kaum Photos aus dem Inneren. Zumindest nicht solche, die „offiziell“ Public Relations dienen würden. Übertriebene Öffentlichkeitsscheu ist nicht angebracht, denn das Internet ist voll mit Beiträgen, die vielleicht nicht al-

le den Vorstellungen von B&H entsprechen, jedoch B&H eindeutig als eine jüdisch geprägte Firma erscheinen lassen.

Die Fakten

B&H ist eines der weltweit größten nicht einer Kette angehörenden Geschäfte für jede Art von Bildtechnologie (Kameras, Videokameras, auch Profiausrüstungen) sowie

Computer Hardware (Desktops, Laptops, Drucker, etc.) – mit einer unglaublichen Zahl von zumindest 5.000 Kunden pro Tag. Zusätzlich zum Geschäft auf der 9th Avenue gibt es noch ein (riesiges) Lagerhaus in Williamsburg, in Brooklyn. Die Verkaufsfläche des Geschäfts in der 34th Street hat infolge von Erweiterungen bereits 6.500 m² erreicht; B&H beschäftigt bereits an die 1.500 Angestellte.

Dem obligaten „Wir über uns“ auf der Homepage von B&H lassen sich leider keinerlei Hinweise auf den Anteil orthodoxer Juden unter den Angestellten von B&H entnehmen.

Betritt man das Geschäft, dann drängen sich sofort drei Eindrücke auf: Erstens die weit ausgedehnte Geschäftsfläche und die enorme Zahl der anwesenden Kunden, zweitens orthodoxe Juden als Verkäufer, Betreuer oder Lagerarbeiter und drittens die an der Decke montierten Laufbänder und Rutschen, auf denen schnellstens die bestellten Waren in Plastikkörben aus dem Lager beim Kunden einlangen. Weniger imponierend ist der Kassenbereich, auch, weil das dort am meisten gebrauchte Wort *next* nicht gerade mit Freundlichkeit verbunden ist. Immer wieder dreht man sich um, um staunend den herumschwirrenden Vollbärten in schwarzem Gilet und schwarzer Hose beim emsigen Hantieren zuzusehen.

Dem obligaten „Wir über uns“ auf der Homepage von B&H lassen sich leider keinerlei Hinweise auf den Anteil orthodoxer Juden unter den Angestellten von B&H entnehmen. Fast wie bei einer großen Versandkette wird bloß darauf hingewiesen, dass B&H einer der größten „retail shops“ für Kame-

ras ist und sich permanent um Kundenzufriedenheit bei Direktverkäufen und im Internetgeschäft bemüht.

Ynetnews ist da schon etwas direkter mit seiner Qualifizierung von B&H, nämlich als ein „Hassidim-run top camera shop“. Und berichtet unter anderem, dass ein Angestellter auf die Frage, wie denn das Geschäft gehe, mit „Baruch Hashem“ (sinngemäß: Gesegnet sei G'tt) geantwortet habe – eine Aussage, die von manchen sogar als die Erklärung für den Geschäftsnamen B&H gehalten wird. Gelegentlich wird B&H übrigens etwas boshäft auch mit „beards and hats“ assoziiert.

Weniger witzig und kaum schmeichelhaft sind dagegen Berichte über die angebliche Diskriminierung von Frauen in der Beschäftigungspolitik von B&H und über eine außergerichtliche Einigung bzgl. einer Diskriminierung von hispano-amerikanischen Lagerarbeitern, die B&H immerhin 4 Mio. \$ gekostet hat. Infolge der Vorgeschichte mit den Hispanics drohen nunmehr eine Strafe von insgesamt

19 Mio. \$ und Zwangsmaßnahmen zur Verhinderung weiterer Diskriminierungen.

Die Eigentümerverhältnisse von B&H

B&H wurde vor etwa 40 Jahren von Herman Schreiber und seiner Frau Blimie (daher der Name B&H) als kleines Geschäft für Photofilme in der New Yorker Lower East Side gegründet. Das Geschäft ging gut, und so übersiedelte B&H in den 1970er-Jahren zunächst in die 17th Street und danach 1997 in das Gebäude in der 34th Street/Ecke 9th Avenue, in dem 2007 die Verkaufsfläche um einen zweiten Stock erweitert wurde.

B&H steht nach wie vor im Eigentum von Herman Schreiber, einem Satmar-Chassiden, über den eine Bekannte in der *New York Sun* schwärmerisch nur das Beste zu berichten weiß: „Herman Schreiber hasst Publizität und Ruhm ... Er ist ein Multimillionär, der ein einfacheres Leben führt als die meisten Mittelklasse-Amerikaner. Er besitzt weder ein Auto, noch hat er einen Chauffeur, er fährt mit öffentlichen Verkehrsmitteln, fliegt in der Economy Class und bestellt sich stets nur das allerbilligste Essen ... Die Frage stellt sich also, wohin geht das 700-Millionen-Dollar-Geschäft? Die Antwort ist: ‚Wohltätigkeit, das ist das, wofür Geld gut ist.‘“ Sagt Herman Schreiber.“

Die Satmar-Chassidim

Die Satmar-Chassidim sind eine ultra-orthodoxe Bewegung, die von Rabbi Moshe Teitelbaum (1759–1841), dem Rabbi von Sátoraljaújhely (deutsch: Neustadt am Zeltberg, im Nordosten des heutigen Ungarn gelegen), gegründet wurde. Seine Nachkommen führten die jüdischen Gemeinden von Máramarosziget (heute Sighetu Marmăției, Rumänien; jiddisch: Siget)

Die Satmar-Chassidim sind eine ultra-orthodoxe Bewegung, die von Rabbi Moshe Teitelbaum gegründet wurde.

FOTO: ©. MARTIN FUCHS



Ynetnews ist da schon etwas direkter mit seiner Qualifizierung von B&H, nämlich als ein „Hassidim-run top camera shop“. Und berichtet unter anderem, dass ein Angestellter auf die Frage, wie denn das Geschäft gehe, mit „Baruch Hashem“ (sinngemäß: Gesegnet sei G'tt) geantwortet habe – eine Aussage, die von manchen sogar als die Erklärung für den Geschäftsnamen B&H gehalten wird.

und Szatmárnémeti (heute Satu Mare, Rumänien, nahe der ungarischen Grenze; jiddisch: Satmar) an.

Rabbi Yoel Teitelbaum (1887–1979) leitete die Satmar-chassidische Bewegung während des Holocausts. Nach 1945 emigrierte er zunächst nach Palästina und danach nach New York, wo er in Brooklyn, in Williamsburg, eine Satmar-chassidische Gemeinde initiierte. In den 1970er-Jahren erwarb er Grundbesitz im Staat New York, etwa 70 km nördlich von Manhattan, und gründete dort eine Satmar-chassidische Gemeinde mit dem Namen Kiryas Joel. Selbst heute noch sind die religiösen Führer der Satmar-Chassidim in Williamsburg und Kiryas Joel Nachkommen von Moshe Teitelbaum.

Ähnlich wie andere Haredi-Juden leben die Satmar-Chassidim in isolierten Gemeinden, gänzlich getrennt von der sie umgebenden Gesellschaft, lehnen jegliche Form von Zionismus ab und liegen im permanenten Streit mit anderen chassidischen Gruppen, vorzugsweise mit Chabad Lubawitsch. Die Satmar-chassidische Bewegung betrachtet den Staat Israel als eine Blasphemie, da Juden auf die Wiederkehr des Messias zu warten haben.

Kiryas Joel

Im Frühjahr 2011 berichtete die *New York Times* sarkastisch: „Der allerärmste Ort in den Vereinigten Staaten ist nicht ein verstaubtes texanisches Grenzstädtchen, ein Loch in Appalachia (notorisch verarmtes Grenzgebiet zwischen Alabama, Mississippi und Georgia), ein weit abgelegenes Indianer-Reservat oder ein verkommenes Stadtviertel. Es ist ein Ort ohne Slums. Niemand, der dort wohnt, ist schäbig gekleidet oder leidet an Hunger, Kriminalität kommt praktisch nicht vor.“ Offiziell zumin-

dest gibt es nirgendwo in den USA einen höheren Anteil an verarmter Bevölkerung wie in Kiryas Joel.

Dem neuesten *American Community Survey* nach fallen etwa 70% der 21.000 Bewohner von Kiryas Joel unter die nationale Armutsgrenze, etwa die Hälfte der Haushalte gibt ein Jahreseinkommen von weniger als 15.000 Dollar an. Die Hälfte aller Einwohner erhält staatliche Essensmarken und andere Sozialleistungen, schreibt die *New York Times*. Die meisten sprechen nicht Englisch, sondern nur Jiddisch.

Doch Kiryas Joel ist nur auf dem Papier arm: „Es gibt ein gemeindeeigenes koscheres Hühnerschlachthaus, in dem 40.000 Hühner pro Tag (!) von einer Non-Profit-Organisation verarbeitet werden, sowie u.a. eine Bäckerei, die immerhin pro Tag 400 kg Matzes-Mehl produziert und einer der Synagogen gehört. Die Kinder gehen in religiöse Schulen, die Schulbusse und Bücher sind allerdings öffentlich finanziert“, wie man aus dem *New York Times*-Artikel erfährt. Die öffentliche Schule bekommt hinreichend finanzielle Unterstützung vom Staat New York und aus dem Bundesbudget, da es sich ja um Arme handelt. Es gibt Organisationen für zinsenlose Darlehen, von überall rollen Kinderwägen heran. Das Durchschnittsalter in Kiryas Joel ist übrigens 13,2 Jahre. Es ist sicher nicht falsch anzunehmen, dass ein Teil der kräftigen Wohltätigkeitsunterstützungen von Herman Schreiber nach Kiryas Joel fließt.

Professor Wilhelm Helmreich, Soziologe am New York City College und ein Judaistik-Spezialist, sagte im April 2011 zum Tablet-Magazine *The Scroll*: „I cannot say as a group that they are cheating the system, but I do think that they have ... unorthodox methods of financial support.“

Eine orthodox-jüdische Busgesellschaft sorgt für den täglichen Transport zwischen Kiryas Joel und B&H. Wie viele aus Kiryas Joel in die 34th Street kommen, und wie viele aus Williamsburg, wird wohl ein Geheimnis bleiben, genauso wie – angesichts der erwähnten Armutsrate – die Höhe der Gehälter.

Übrigens: Die angebliche Diskriminierung von weiblichen Angestellten bei B&H lässt sich sehr leicht mit der Stellung von Frauen in ultraorthodoxen Gruppierungen erklären. Ähnliches gilt offensichtlich auch für („farbige“) Nichtjuden, wie Hispanics, denn die Satmar-Gemeinde gibt auch eine Zeitung, *Der Yid*, heraus – in New York die am meisten gelesene Zeitung in Jiddisch –, in der gelegentlich rassistische Worte wie „shvartze Nigger“ vorkommen, berichtet die Online-Site *FailedMessiah.com*.

Und was ist B&H jetzt wirklich?

Keine Frage, ein großartiges Geschäft, das die beste Auswahl an Kameras und Computer-Hardware zu den vermutlich günstigsten Preisen, sowohl im Direktverkauf als auch via Internet, gewährleistet. Ein Besuch lohnt sich garantiert. Bessere Konditionen gibt es anderswo kaum.

B&H ist eine New Yorker Institution geworden, so ähnlich wie *Katz's Delicatessen* in der Houston Street. Und selbstverständlich ist B&H auch eine jüdische Institution, dafür sorgen schon rein optisch die Satmar-Chassidim unter den Angestellten.

Übrigens, bei Internet-Bestellungen bitte nicht vergessen: „B&H does not process web orders from Friday evening to Saturday evening.“ Warum? Siehe oben!

Europa ist überall.

LOWE G&K

Österreich

Zusammenhänge
verstehen.

Welt

wienerzeitung.at



Zeugnis der Ausdauer: Das Museum of Jewish Heritage in New York

Gebaut in Form eines Davidsterns, hat das Museum of Jewish Heritage in New York die Mission, den Menschen die Vielfältigkeit des jüdischen Lebens zu zeigen – aber auch die Gefahr der Intoleranz, die zum Holocaust geführt hat.

VON PETER WEINBERGER (TEXT UND FOTOS)

Das *Museum of Jewish Heritage* in New York verfügt nicht nur über eine bestechende Architektur (Architekt Kevin Roche), sondern auch über eine ganz besonders beeindruckende Lage, nämlich am Rande des *Battery Parks*, der Südspitze Manhattans, im Uferbereich des Mündungsgebiets des Hudson. Eindrucksvoll ist auch die Größe des Museums, das eine Fläche von knapp 10.500 m² bedeckt. Das Museum wurde im September 1997 eröffnet, der heutige Eingangsbereich liegt im 2001 hinzugefügten Robert-M.-Morgenthau-Flügel. Der Zusatz zum Namen des Museums, *A Living Memorial to the Holocaust* erinnert daran, dass es der Erinnerung an den Holocaust gewidmet ist.

Galerie des Hasses

Mit den drei Stationen, die die permanente Ausstellung bietet, wird der Versuch unternommen, die Geschichte der Juden in den letzten rund 200 Jahren, also vor, während und nach dem Holocaust, zu dokumentieren. Dieser Absicht entsprechend durchläuft die Ausstellung die Themen *Jewish Life a Century Ago*, *The War Against the Jews* und *Jewish Renewal*. Gezeigt werden Gegenstände des Alltags, Photographien, Do-



Das Museum, vom Battery Park aus gesehen.

kumente und historische Filme. Man geht zunächst gewundene Gänge mit Schauvitruen auf beiden Seiten entlang, die – und darauf ist das Museum stolz – mitunter „lebende Objekte“ enthalten, nämlich Leihgaben von jüdischen Familien, die diese sich für familiäre Zwecke immer wieder eine Zeit lang zurückholen. Schließlich gelangt man in die Ära des einsetzenden politischen Antisemitismus und der Vorzeichen physischer Vernichtung.

In diesem Teil trifft man viele aus anderen Ausstellungen oder zeitgeschichtlichen Büchern wohlbekannte Objekte an: Die Wände sind bedeckt mit Zeitungsausschnitten und Plakaten. Es ist eine Galerie des Hasses, die man hier betritt und die direkt in die Faktizität industrieller Vernichtung führt. Plötzlich ist man konfrontiert mit Bildern und Zeugnissen aus Theresienstadt und aus den Vernichtungslagern. Hier wird eindringlich dargestellt, dass es viele, ganz viele waren, die den Holocaust nicht überlebt haben. Wände voll von unzähligen Photos, voll mit vielleicht den einzigen Spuren, die Menschen hinterlassen haben. Selbst für zeithistorisch Bewanderte erweist sich die Dichtheit der Informationen in diesem Teil des Museums als bedrückend, die Notwendigkeit des Erinnerns und Nichtvergessens wird einem (wieder einmal) bewusst. Zugleich wird der Eindruck vermittelt, dass eine Dokumentation der Vernichtung keinerlei individueller Namen bedarf. Die vielen nebeneinander gefügten Photos ergeben ein einziges Bild.

„Schtetl-Identifikation“

Der vielleicht am wenigsten beeindruckende Teil des Museums ist jener,

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 50 Venedig
 NU 49 Amsterdam
 NU 48 Istanbul
 NU 47 Casablanca
 NU 46 Wien
 NU 45 Melbourne

NU 44 Eisenstadt
 NU 43 Philadelphia
 NU 42 Frankfurt
 NU 41 Bratislava
 NU 40 Rom
 NU 39 Südafrika

NU 38 Oslo
 NU 37 Sarajevo
 NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen
 NU 34 London
 NU 33 Hohenems

NU 32 Buenos Aires
 NU 31 Wien
 NU 30 Basel
 NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin

der sich mit der Zeit nach dem Holocaust (*Jewish Renewal*) beschäftigt – auch, weil sich das Danach im Prinzip auf viele Länder zu beziehen hätte und nicht nur auf Israel und die USA beschränkt ist. Es ist gut, dass das Museum im Anschluss an die permanente Ausstellung über freie, sozusagen informationslose Flächen verfügt, die zum Beispiel einen Blick auf den Steingarten werfen lassen, in dem, Überleben symbolisierend, aus gewaltigen Steinen Zwergweiden hervorsprossen.

Der oberste Stock des Museums beherbergt einen sehr großen Saal für temporäre Ausstellungen und weitere Flächen für Kontemplation. Zur Zeit ist eine Ausstellung von Photos zum und aus dem Krieg zwischen Nazi-Deutschland und der Sowjetunion zu sehen. Gezeigt werden an die 50 Photos bekannter sowjetischer Photoreporter. Zum Teil belegen diese Photos das erste Entdecken von Nazigräueln. Die kalte, brutale Härte der Schwarzweiß-Bilder ist kaum zu überbieten. Fast wie eine Belohnung dafür, bis

Wände der Erinnerung.



FOTO ©: MELANIE EINZIG

Der Garten der Steine.

zum Schluss ausgehalten zu haben, bietet das Museum schließlich noch einen großartigen Blick auf die Freiheitsstatue und auf Ellis Island. New-York-Besucher sollten nicht darauf verzichten, diesem Museum einen Besuch abzustatten. Es ist nicht auf der 5th Avenue, entlang der Museumsmeile, zu finden, sondern dort, wo einem vielleicht erstmals bewusst wird, dass New York eine Stadt an einem Ozean ist.

Einige kritische Anmerkungen müssen allerdings schon gemacht werden. Während der ausgestellten Faktizität des Holocausts kaum etwas hinzuzufügen ist, leidet die Ausstellung der Vor- und Nachholocaustzeit ein wenig unter einem etwas eingeschränkten Geschichtsbild, sozusagen an der „Mainstream“-Nachkriegsideologisierung des Judentums an sich, an einer „Shtetl-Identifikation“. Dem kulturellen Erdbeben, das die Assimilation von Juden in Europa um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert herbeiführte, wird das Museum nicht gerecht. Zugegebenermaßen kein leichtes Unterfangen, aber wert, darüber nachzudenken. Dies trifft zum Teil auch auf die Zeit nach 1945 zu, die etwas zu „amerikanisch“

dargestellt wird. Was die Museumsdidaktik betrifft, scheint die Vermittlung von Musik generell zu fehlen, auch die der Theresienstadt-Komponisten. Schade, denn das Hören ist sehr oft genauso wichtig wie das Sehen, es ist bloß nicht so einfach „ausstellbar“.

Museum of Jewish Heritage – A Living Memorial to the Holocaust

Edmond J. Safra Plaza
 36 Battery Place New York, NY 10280
www.mjhnyc.org

Öffnungszeiten:

Sonntag bis Dienstag 10 bis 17.45 Uhr
 Mittwoch 10 bis 20 Uhr
 Freitag 10 bis 15 Uhr von
 November bis März
 Freitag 10 bis 17 Uhr vom
 15. März bis 8. November

Eintrittspreise:

\$ 12 Erwachsene, \$ 10 Senioren
 \$ 7 Studenten

NU dankt der Kuratorin des Museums, Ilona Moradof, und Pressebetreuerin Betsy Aldredge für ihre engagierte und freundschaftliche Hilfe.

RUHE BITTE!

Mit dem besten „Presse“-Ensemble aller Zeiten widmet sich Gastchefredakteurin Angelika Kirchschrager zum 4. Geburtstag der „Presse am Sonntag“ der Ruhe, der Courage, dem Anstand, der Tradition, dem Humor, der Ordnung, dem Widerstand, der Freiheit und der Wahrheit. Lesen Sie mehr über die zentralen Werte unseres Lebens: am 24. März

4 Jahre



Die Jubiläumsausgabe
von Gastchefredakteurin
Angelika Kirchschrager

und ihren Ressortleitern:
Alfred Dorfer
Hubert von Goisern
Lena Hoschek
Cornelius Obonya
Johanna Rachinger
Anja Salomonowitz
Andreas Treichl
Anton Zeilinger

Gratis Testabo oder Jubiläumsausgabe bestellen:

DiePresse.com/amsonntag

Savielly Grigoriowitsch Tartakower: „Der vorletzte Fehler gewinnt!“

Der polnisch-französische Schachmeister war auch ein begnadeter Schachschriftsteller, der für seine Aphorismen, die sogenannten Tartakowerismen, bekannt wurde.

VON ANATOL VITOUCH

Die meisten Menschen denken beim Wort „hypermodern“ nicht unbedingt an Schach. Das „Spiel der Könige“ wird von Nicht- oder Gelegenheits-Schachspielern eher mit Ruhe, Bedächtigkeit und jahrhundertealter Tradition assoziiert – also so ziemlich mit dem Gegenteil dessen, was der kulturhistorische Begriff der Moderne bezeichnet.

Ähnlich sahen das jene Altmeister, die um 1920 plötzlich mit Gegnern konfrontiert wurden, die sich weigerten, ihr Spiel den strengen Gesetzen der Schachkunst anzupassen. Gerade erst war das Positionsspiel à la Steinitz (siehe *NU* Nr. 50) breit rezipiert und vom deutschen Schachmeister Siegbert Tarrasch zur dogmatischen Lehre umformuliert worden: Das Zentrum des Bretts musste laut Tarrasch zuerst mit Bauern, dann mit Figuren besetzt werden, zunächst sollte man die Springer, dann erst die Läufer entwickeln. In seinen Partieanalysen mühte sich Tarrasch, nachzuweisen, dass der richtige Zug immer aus der Kenntnis solcher allgemeiner Positionsgesetze abzuleiten sei. Verhasst waren ihm „hässliche“ Züge, die Logik und Harmonie einer Partie störten und bei richtigem Spiel

des Gegners zum Verlust zu führen hatten.

Savielly Tartakowers Buch *Die hypermoderne Schachpartie*, das Anfang der 20er-Jahre in Wien erschien, war in vielerlei Hinsicht ein Gegenentwurf zu Tarraschs schachlichem Weltbild. Dessen preußischer Strenge setzte Tartakower polyglotten Esprit und subversiven Humor entgegen. In Stil und Inhalt markierte das Buch einen Wendepunkt in der Schachgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Schach als Serie im NU

Nicht weniger als sechs der fünfzehn Weltmeister, aus denen die 1886 mit dem Juden Wilhelm Steinitz begonnene Ahnenreihe der Schachchampions besteht, waren jüdischer Herkunft. Hinzu kommen noch mehrere jüdische WM-Herausforderer sowie unzählige jüdische Großmeister des Spiels. Grund genug für *NU*, jüdischen Schachgrößen eine Serie zu widmen. In ihr porträtieren wir die wichtigsten jüdischen Schachspieler – inklusive eines Schachrätsels.

Der Krieger

Der 1887 im südrussischen Rostow am Don als Sohn eines österreichischen Kaufmanns und einer polnischen Mutter zur Welt gekommene Tartakower war wohl zum Weltbürger geboren. Jüdischer Herkunft, aber zwecks Assimilation zum Calvinismus konvertiert, besaß er im Verlauf seines Lebens vier verschiedene Staatsbürgerschaften. Im Ersten Weltkrieg noch als Leutnant der k.u.k.-Armee für seine Tapferkeit mehrfach ausgezeichnet, sah er sich später gezwungen, die Fronten zu wechseln: Als Mitglied der polnischen Mannschaft wurde er 1938 während der Schacholympiade in Buenos Aires vom Ausbruch des Zweiten Weltkriegs überrascht. Tartakower schlug das Angebot aus, in Argentinien zu bleiben und meldete sich freiwillig zum Kampf gegen die Nazis. Da der 52-Jährige aber aus Altersgründen von der polnischen Exilarmee abgelehnt wurde, heuerte er stattdessen bei der Fremdenlegion an. Über Nordafrika schlug er sich bis zu einem englischen Kriegsschiff durch, das ihn nach London brachte, wo er sich den Free French Forces von General

Der Begriff der „Tartakowerismen“ wurde bald für jene sprachlichen Miniaturen geprägt, die ihr Autor regelmäßig vom Stapel ließ: „Die Drohung ist immer stärker als ihre Ausführung“ oder „Der vorletzte Fehler gewinnt“ sind zwei Beispiele aus seiner Feder, die unter Schachspielern noch heute als geflügelte Worte zirkulieren.

de Gaulle anschloss. Solcherart kehrte Tartakower aufs europäische Festland zurück, wo er nach Kriegsende Quartier in einem kleinen Pariser Hotel bezog, das er bis zu seinem Tod 1956 bewohnte.

Seine Schachkarriere startete Tartakower – wie viele andere Meister der Epoche – in Wien. Wiewohl er von Anfang an keine Zweifel über sein Ziel aufkommen ließ, zur Weltspitze des Schachs aufzusteigen, schloss er nicht nur parallel ein Jus-Studium ab, sondern tat sich auch als Lyriker und Übersetzer zeitgenössischer russischer Dichtung hervor. In dieser geistigen Vielseitigkeit und wesenhaften Intellektualität Tartakowers dürfte auch der Grund seiner Begeisterung für die „hypermoderne“ Spielweise liegen – eine Bezeichnung, die eigentlich pejorativ gemeint war, von ihm jedoch ins Positive gewendet wurde.

Die Hypermodernen verstanden sich als geistige Verwandte des Expressionismus in der Kunst. Nicht Harmonie und Natürlichkeit der Partienanlage waren ihre Ideale, sondern Einfallsreichtum und Exzentrizität. Wo Tarrasch und Konsorten danach trachteten, ein System allgemeiner Regeln zu vervollständigen, suchte Tartakower – wie seine Mitkämpfer Réti und Breyer – nach der Ausnahme, dem Geistesblitz, kurz: dem Besonderen, das die Herrschaft des Allgemeinen auf dem Schachbrett untermenieren sollte.

„Tartakowerismen“

Tartakower war von Jugend an ein brillanter Angriffsspieler, und so behagte ihm gerade auch im praktischen Spiel die neue Unübersichtlichkeit, die durch den als „kakophonisch“ verschrienen hypermodernen Stil entstand. Obwohl er ab den 20er-Jahren für zwei Jahrzehnte zur Weltspitze gehörte, reichten seine Ergebnisse nicht, um sich für einen Zweikampf um die Weltmeisterschaft zu



Savielly Grigorievitch Tartakower

qualifizieren. Als Schachschriftsteller hätte er den Weltmeistertitel dagegen widerspruchslos für sich reklamieren können.

Mit *Die hypermoderne Schachpartie* begann er einen Reigen von Publikationen, mit denen er die revolutionäre neue Spielauffassung in einer angemessen entstaubten, humorvollen

Sprache erläuterte. Der Begriff der „Tartakowerismen“ wurde bald für jene sprachlichen Miniaturen geprägt, die ihr Autor regelmäßig vom Stapel ließ: „Die Drohung ist immer stärker als ihre Ausführung“ oder „Der vorletzte Fehler gewinnt“ sind zwei Beispiele aus seiner Feder, die unter Schachspielern noch heute als geflügelte Worte zirkulieren.

Besondere Kreativität bewies Tartakower auch, wenn es um die Benennung neuer Eröffnungen ging, mit denen die Hypermodernen die alte Ordnung torpedierten, nach der jede Partie mit dem Doppelschritt eines Zentralbauern zu beginnen hatte. Anlässlich eines Zoobesuchs, so Tartakower, habe ihn die vertikale Kletterbewegung eines Affen zwingend an den Aufzug des weißen b-Bauern erinnert.

Sollten Sie es nicht glauben, dann schlagen Sie es ruhig in einem Schachlexikon oder auf Wikipedia nach: Tartakowers Assoziation wegen ist dieser Zug auch heute noch unter dem Namen „Orang-Utan-Eröffnung“ bekannt.

Vidmar–Tartakower, Groningen

1946: Mit welchem stillen Zug stellte Tartakower als Schwarzer eine tödliche Mattdrohung auf?

Auflösung in der nächsten Ausgabe von *NU*.



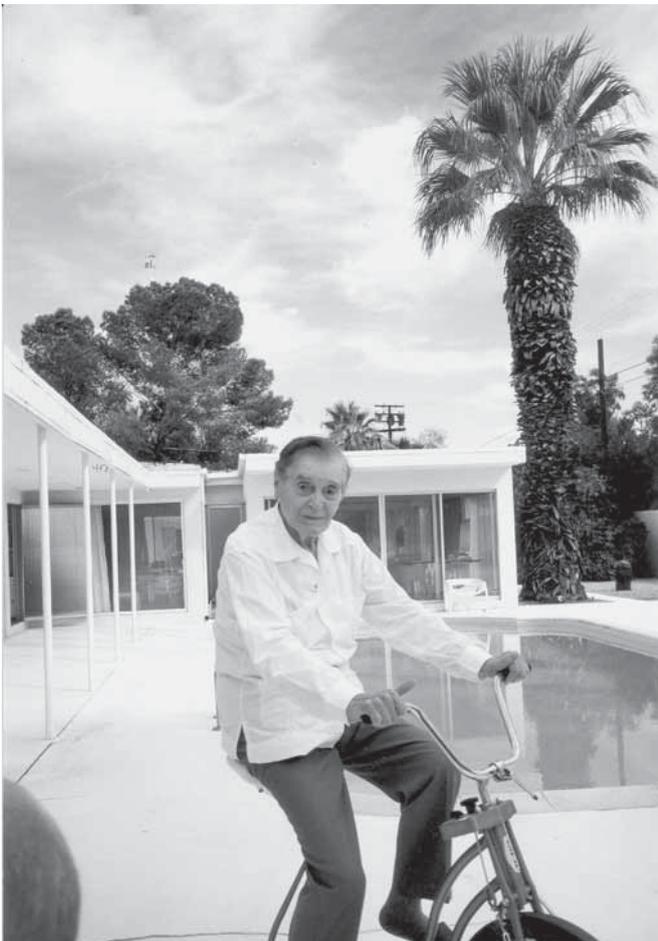
Auflösung aus *NU* Nr. 50: 22.Txe7+!

Schlägt Schwarz mit der Dame, verliert er den Turm auf c8. Nimmt er mit dem König, so verliert er nach 23.Db4+ ebenfalls in allen Varianten entscheidend Material. Nach 22...Kf8 23.Tf7+!! (23.Dxd7?? Txc1+) 23...Kg8 24.Tg7+! Kh8 25.Txh7+! verschwand von Bardeleben aus dem Turniersaal, ohne die Partei aufzugeben. Er wäre nach 25...Kg8 26.Tg7+ Kh8 27.Dh4+ Kxg7 28.Dh7+ Kf8 29.Dh8+ Ke7 30.Dg7+ Ke8 31.Dg8+ Ke7 32.Df7+ Kd8 33.Df8+ De8 34.Sf7+ Kd7 35.Dd6# mattgesetzt worden!

Mein Onkel, der Hollywoodstar

Der aus einer altösterreichisch-jüdischen Kaufmannsfamilie stammende Franz Lederer ging in die Welt hinaus, um Schauspieler zu werden. Er drehte in Hollywood mit Legenden wie Ginger Rogers, Maureen O'Hara, Olivia de Havilland, Claudette Colbert und Edward G. Robinson – und unterrichtete mit 100 Jahren noch an einer Schauspielschule in Los Angeles. NU-Autor Georg Markus erinnert sich an seinen außergewöhnlichen Verwandten.

VON GEORG MARKUS



„Ich fühle mich nicht alt“: Francis Lederer vor seinem Haus in Palm Springs im Alter von 100 Jahren.

Es zählte zu den aufregendsten Momenten meiner Kindheit, wenn Onkel Francis nach Wien kam. Er erschien, als wäre er von einem anderen Stern. Ein Bild von einem Mann, ein berühmter Schauspieler, der in einer Reihe von Hollywoodfilmen Hauptrollen gespielt hatte und dem die Frauen zu Füßen lagen, der privat aber bescheiden und liebenswürdig geblieben war. In seinen späten Jahren lernte ich ihn dann auch als charmanten Herrn der alten Schule kennen.

Eines Tages stand wieder sein dunkelblauer Chevrolet vor unserer Haustür im vierten Bezirk. Was mich mit meinen acht Jahren am meisten faszinierte, war das elektrisch versenkbare Dach des amerikanischen Straßenkreuzers. Die Türen öffneten sich wie von Geisterhand, wir stiegen ein und schon brauste der offene Wagen zum großen Erstaunen unserer Nachbarn los. Rasend schnell ging's über die Argentinierstraße in die Stadt, wo wir vor dem Sacher hielten, in das Francis uns zum Mittagessen lud. Man muss sich vorstellen, dass wir das Jahr 1959 schreiben, meine Eltern einen kleinen Fiat 600 besaßen und unsere Familie im Normalfall bestenfalls im nahen Gasthaus Sperl einkehrte. Doch wenn Onkel Francis mit seinem Cabrio kam, war alles anders.

Ein Filmstar zu werden, war Franz Lederer, als der er am 6. November 1899 in Karolinenthal bei Prag zur Welt kam, nicht in die Wiege gelegt worden. Seine Mutter Rose und meine Großmutter Ida waren Schwestern (zwei von insgesamt 16 Kindern der Familie Ornstein aus dem mährischen Städtchen Trebitsch). Sein Vater Josef Lederer war – als wär's eine Posse von Nestroy – Lederhändler und brachte seine Familie nur recht und schlecht über

„Natürlich hab ich sie wirklich geküsst, sie war ja ein bezauberndes Mädchen“: Francis Lederer mit Ginger Rogers in dem 1934 gedrehten Hollywoodfilm *Romance in Manhattan*, in dem er wie so oft die Rolle des Liebhabers spielte.



die Runden. Franz wollte nie etwas anderes als Schauspieler werden und trat, als er Lehrling in einem Prager Tuchgeschäft war, abends als Statist am Deutschen Theater auf. Im Ersten Weltkrieg Korporal der k. u. k. Armee und danach Absolvent der Prager Schauspielakademie, fand er seine ersten Engagements in der böhmischen Provinz. „Als Schauspieler“, erzählte er mir, „musste man damals noch selbst die Bühnenkleidung mitbringen, wobei Smoking, dunkler Anzug und Sportsakko die Grundausrüstung waren. Einmal bot mir mein Direktor eine Rolle an, für die ich ein weißes Dinnerjacket benötigte. Ich hatte keines und natürlich auch nicht das Geld, eines zu kaufen. Da ging ich einfach zum nächsten Friseur, borgte mir einen Arbeitskittel aus und trat damit als adeliger Herr im Dinnerjacket auf.“

Infolge seines blendenden Aussehens spielte Franz Lederer anfangs fast nur Liebhaberrollen, seinen Durchbruch als Charakterdarsteller feierte er 1928, als ihn Max Reinhardt in seine Inszenierung als Romeo ans „Berliner Theater“ holte, Elisabeth Bergner spielte die Julia. Im selben Jahr wurde auch der Film auf ihn aufmerksam: G. W. Pabst engagierte ihn für die Wedekind-Verfilmung *Die Büchse der Pandora*, und als der Tonfilm kam, konnte er im Gegensatz zu vielen anderen Schauspielern aufgrund seiner Theatererfahrung seine Karriere fortsetzen. So stand er in *Atlantic* – einer frühen Verfilmung des Untergangs der Titanic – mit Fritz Kortner und Willi Forst vor der Kamera.

Ich mache jetzt einen großen Sprung ins Jahr 1999, in dem Francis Lederer in erstaunlicher Frische seinen 100. Geburtstag feierte. Nein, nicht er feierte – er wurde gefeiert, als eine der letzten Legenden von Good Old Hollywood. Als ich eine Einladung zu den Geburtstagsfeiern erhielt, sagte

ich zu meiner Tante Flora: „Stell dir vor, der Onkel Franz wird hundert!“ Worauf Flora mit einem Satz reagierte, der von der Tante Jolesch stammen könnte: „Was, der Franz wird hundert? Dabei gehört er gar nicht zum langlebigen Teil unserer Familie.“

Tante Flora war damals selbst immerhin stolze 98 Jahre alt.

Ich flog mit meiner Frau zu den 100-Jahr-Feiern und nützte die Gelegenheit, um gemeinsam mit meiner Kollegin Kris Krenn ein Porträt über Onkel Francis zu drehen, das unter



Als junger Schauspieler spielte Franz Lederer auf böhmischen Provinzbühnen, ehe ihn Max Reinhardt 1928 als Romeo nach Berlin holte.

dem Titel *Älter als Hollywood* (das war er ja wirklich) im ORF ausgestrahlt wurde.

Während der Name Francis Lederer in Europa vergessen ist, ist er in den USA immer noch ein Begriff. Natürlich war er weder Cary Grant noch Clark Gable, er spielte eher in der Klasse Ronald Reagan, aber er hatte (und hat) eine riesige Fangemeinde – und natürlich einen Stern am Hollywood Boulevard. Für das Fernsehporträt befragten wir Patrick Macnee, seinen Freund und Nachbarn in Palm Springs, der durch die Serie *Mit Schirm, Charme und Melone* weltberühmt wurde. Und er sagte, dass „die Filme von Francis seit einigen Jahren wieder in den großen Nostalgie-Kinos und -Fernsekanälen zu sehen sind und dort richtigen Kultcharakter haben“.

Francis Lederer hatte mit seinen 100 Jahren so gar nichts von einem Greis an sich. „Ich fühle mich nicht alt“, sagte er im schönsten Burgtheaterdeutsch, das er immer noch beherrschte. Apropos: Dass er 1929 ein Angebot vom damaligen Burgtheaterdirektor Franz Herterich ablehnen musste, weil er bereits einen anderen Vertrag unterschrieben hatte, das ärgerte ihn – obwohl seither 70 Jahre vergangen waren – immer noch. „Ja, am Burgtheater hätte ich gerne gespielt, dass wäre die Krönung gewesen.“

Stattdessen holte man Francis zwei Jahre nach seinem Berliner Romeo als



„Die Blicke der Frauen richteten sich nur noch auf ihn“, erinnert sich Bruno Kreisky in seinen Memoiren an Franz Lederer. Ganz links im Bild: Der kleine Tabakladen der Familie Ornstein im mährischen Städtchen Trebitsch.



„Du darfst niemals heiraten, es würde zu viele Frauen enttäuschen“, sagt Claudette Colbert zu Francis Lederer in dem 1939 gedrehten Hollywoodfilm *Midnight*. Das Drehbuch stammte von keinem Geringeren als Billy Wilder.



„Ich konnte kein Wort Englisch und musste alles phonetisch lernen. Das ist keine Kleinigkeit, wenn man die Hauptrolle spielt“: Francis Lederer wurde 1930 nach London engagiert und war sofort ein Star im Theaterviertel Westend.

Theaterstar ans Londoner Westend, woran er sich lächelnd erinnerte: „Ich konnte kein Wort Englisch und musste alles phonetisch lernen. Das ist keine Kleinigkeit, wenn man die Hauptrolle spielt.“ Von London ging's – das alles war noch vor Hitlers Machtergreifung in Berlin – an den Broadway, und 1933 bekam er einen Vertrag von „Paramount Pictures“, für die er bald seinen ersten Hollywoodfilm *Man of Two Worlds* drehte, dem rund 30 weitere folgten. Schon in seinem dritten amerikanischen Film, *Romance in Manhattan*, spielte er den Liebhaber von Ginger Rogers, die damals durch ihre Musicalfilme an der Seite von Fred Astaire zu den größten Stars der Filmmetropole zählte.

Wir besuchten Francis in seinen Villen in Los Angeles und Palm Springs, wo auf dem Schreibtisch ein gerahmtes Foto stand, das ihn gerade zu einem Kuss mit Ginger Rogers ansetzend zeigt. „Hast du sie wirklich geküsst?“, fragte ich ihn. „Natürlich“, antwortete er, sie war doch ein bezauberndes Mädchen.“ Und seine dritte Frau Marion saß neben ihm und lachte: „Unsere Ehe hält seit 60 Jahren, weil ich nie eifersüchtig war.“ In *Midnight* ließ Billy Wilder, der das Drehbuch schrieb, die weibliche Hauptdarstellerin Claudette Colbert zu Francis sagen: „Du darfst niemals heiraten! Es würde zu viele Frauen enttäuschen.“

Dass die Frauen schon in Prag, Wien und Berlin auf ihn flogen, hatte mir noch meine Großmutter („die Tante Ida“, wie er sie nannte) erzählt. Und Bruno Kreisky, dessen Mutter wie die Ornsteins aus Trebitsch stammte, erinnert sich in seinen Memoiren: „Als sich das Gerücht verbreitete, dass Franz Lederer nach Trebitsch komme, um dort seinen Urlaub zu verbringen, hätte man meine sehr hübschen Cousinen am liebsten eingesperrt. Der Tag kam, er erschien, und es war wie aus

einem Film. Er trug einen Strohhut, den berühmten Girardihut, einen karierten Anzug mit einer auffallenden Krawatte und schwarze Lackschuhe. Die Blicke der Frauen richteten sich nur noch auf ihn.“

In der Nazizeit verhalf Francis Lederer deutschen, österreichischen und tschechischen Juden zur Flucht in die USA, indem er reihenweise „Affidavits“ ausstellte. Politisch betätigte er sich durch Gründung der „World Peace Federation“, deren Friedensforderung von mehr als einer Million Menschen, darunter vielen Hollywoodstars und sogar Präsident Franklin D. Roosevelt, unterzeichnet wurde. Den Weltfrieden konnte er freilich nicht retten, dafür wurde Francis infolge seiner pazifistischen Einstellung, wie viele seiner Kollegen, der Kollaboration mit den Kommunisten beschuldigt, später aber freigesprochen.

Als es Anfang der 1960er-Jahre mit seiner Filmkarriere zu Ende ging, wechselte Francis zum Fernsehen, spielte in Serien wie *Chicago 1930* – *The Untouchables*, führte Regie in *77 Sunset Strip* und unternahm weltweite Theatertourneen, wobei sein größter Erfolg die Rolle des Vaters in *Das Tagebuch der Anne Frank* war.

Im hohen Alter sah er immer noch blendend aus. Groß, schlank und kerzengerade saß er da, sein Gesicht strahlte etwas Spitzbübisches aus und er freute sich über die Gnade, in Gesundheit alt sein zu dürfen. „Ich habe nie Alkohol getrunken“, verriet er, „wenig geraucht, nehme seit 70 Jahren Vitamin-E-Kapseln und drehe immer noch jeden Tag ein paar Runden auf dem Zimmerfahrrad. Aber das Wichtigste für mich ist die Schauspielschule. Die Arbeit mit den jungen Leuten hält mich jung.“

Tatsächlich ließ sich Francis mit seinen 100 Jahren noch jeden Dienstag



Im Alter von 100 Jahren unterrichtete er noch an der „American National Academy of Performing Arts“ in Los Angeles: Francis Lederer und Georg Markus, 1999 bei den Dreharbeiten zu der TV-Dokumentation *Älter als Hollywood*.

in die von ihm gegründete und geführte „American National Academy of Performing Arts“ nach Los Angeles chauffieren, in der er von 19 bis 22 Uhr angehende Schauspieler unterrichtete. Seine berühmteste Schülerin war Oscar-Preisträgerin Helen Hunt, auf die er natürlich „sehr stolz“ war.

In den Tagen um seinen 100. Geburtstag stand Onkel Francis im Mittelpunkt mehrerer Partys. An einem



Francis Lederers „Stern“ liegt gegenüber von Grauman’s Theatre am Hollywood Boulevard.

der Abende erhob er sein Glas, dankte für die Glückwünsche und erklärte in einer kleinen Rede, dass er mit seinem Leben rundum zufrieden sei. „Man sollte nur ein bisschen jünger sein“, sagte er. „So um die 90 vielleicht.“

Als ich mich nach vielen Gesprächen, die immer wieder durch seinen Unterricht und organisatorische Tätigkeiten an der Schauspielschule unterbrochen wurden, verabschiedete, fragte ich ihn, ob ihn die Interviews nicht ermüdet hätten. „Ermüdet?“, wunderte er sich, „ich bitte dich, ich habe doch heute noch gar nicht richtig gearbeitet.“

Francis Lederer legte sich am Abend des 24. Mai 2000, wenige Tage nach seinem letzten Unterricht an der Schauspielschule, in seinem Haus in Palm Springs nieder und wachte am nächsten Morgen nicht mehr auf. Er stand in seinem 101. Lebensjahr und hatte drei Jahrhunderte erlebt.

An Intimate Evening
with
MARIANNE FAITHFULL



In ihrer jahrzehntelangen musikalischen Karriere arbeitete sie mit so unterschiedlichen Künstlern wie Nick Cave, Van Morrison oder Metallica, ihre Verbindung zu den Rolling Stones gar nicht zu erwähnen.

Aber sie spielte auch in Robert Wilsons „The Black Rider“ oder neben Anthony Hopkins die Ophelia in Tony Richardson's Hamlet-Verfilmung, stand mit jungen Kollegen wie Jude Law vor der Kamera und gilt heute als eine der großen kontemporären Weill-Interpretinnen: **Marianne Faithfull** lebt nach ihren bewegten und oftmals schlagzeilen-trächtigen Zeiten zurückgezogen in Paris und überstand nach ihrer Heroin-Sucht auch ihre Krebs-Erkrankung – „As Tears Go By“ hatte schon 1964 ihr erster Hit gelaundet.

Begleitet von **Neill MacColl** an der Gitarre wird Marianne Faithfull eine Auswahl ihrer Songs an 5 intimen Abenden im stadtTheater darbieten – und vielleicht in dieser Zeit auch ihren österreichischen Wurzeln (war ihre Mutter doch Groß-Nichte von Leopold von Sacher-Masoch) nachgehen...

3., 4., 6., 7., 8. Juni 2013

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

stadt wal
Theater fisch
gasse

stadtTheater walfischgasse | Walfischgasse 4 | 1010 Wien | 01/512 42 00 | www.stadttheater.org

Foto: Patrick Swirc

Saul Friedländer – „Wir sind, was wir erinnern“

Der israelische Historiker, Autor und Pulitzerpreisträger Saul Friedländer über sein neues Kafka-Buch, seine Familiengeschichte und die Opferrolle. Ein Porträt.

VON MICHAEL KERBLER

FOTO ©: ARNE DEDERT/EPA



Pulitzerpreisträger Saul Friedländer.

Saul Friedländer lächelt. Ja, sagt er, er habe sich mit diesem Buch, mit dieser Biografie über Franz Kafka einen langgehegten Wunsch erfüllt. Denn Kafka habe ihn von früher Jugend an begleitet. Schon als 15-Jähriger liest Friedländer sein erstes Kafka-Buch. Friedländer, im Dezember feierte er seinen 80. Geburtstag, lehnt sich zurück. Er sei kein Literaturwissenschaftler. Und dennoch, nach der Lektüre von *Franz Kafka* – und die Rezensenten waren sich in diesem Punkt fast ausnahmslos einig – muss man anerkennend feststellen: Das Auge des Historikers sieht manches, was die Kafka-Forschung bisher nicht wahrgenommen hat. Mit profunder Kenntnis der Werke, mit feinem Humor und präziser Beobachtungsgabe porträtiert Saul Friedländer Franz Kafka als Dichter der Scham und der Schuld. Er geht seinem Leben nach, analysiert die Ironie Kafkas und spürt dem Seelenleben des Dichters nach, das tiefe Spuren in dessen Werk hinterlassen hat.

Parallelen mit Franz Kafka

Im Mittelpunkt des langen Essays, das im Verlag C.H. Beck erschienen ist, steht eine Frage, an der sich Saul Friedländer mit nahezu kriminalistischer Genauigkeit abarbeitet: „Wie kann Schuld und Scham schöpferisch verarbeitet werden?“ Der Beginn der Spurensuche lässt sich im ersten Kapitel festmachen. Dort schreibt Friedländer: „Aus den Tagebüchern und dem Briefwechsel (mit Max Brod) geht mit hinreichender Deutlichkeit hervor, dass die Probleme, die Kafka während des größten Teils seines Lebens peinigten – abgesehen von dem beständigen Grübeln

Im Mittelpunkt des langen Essays, das im Verlag C.H. Beck erschienen ist, steht eine Frage, an der sich Saul Friedländer mit nahezu kriminalistischer Genauigkeit abarbeitet: „Wie kann Schuld und Scham schöpferisch verarbeitet werden?“

über sein Schreiben, die Quintessenz seines Seins – sexueller Natur waren.“ Was folgt, ist eine Spurensuche, die detailreich und erhellend über zweihundert Seiten führt.

Saul Friedländer und Franz Kafka, es fällt nicht schwer sich vorzustellen, dass beide an der Moldau spazieren gehen. In Prag. Denn beide sind in Prag geboren, die Herkunftsmilieus der beiden sind sehr ähnlich. Und: Es gibt noch einige erstaunliche Parallelen zwischen den beiden Familien Friedländer und Kafka. Friedländers Vater studierte ebenso wie Kafkas Papa an der Karlsuniversität Jus, und auch er wurde Angestellter einer Versicherung. Auch die Familiengeschichten weisen tragische Parallelen auf: drei von Franz Kafkas Schwestern wurden im Konzentrationslager Auschwitz ermordet – so wie Friedländers Eltern. „Ich wurde zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt, nämlich vier Monate vor Hitlers Machtergreifung, in Prag geboren. Auch mein Vater war in Prag geboren worden, meine Mutter stammte aus den Sudeten. Wir waren keine gläubigen Juden, befolgten auch keine der orthodoxen jüdischen Lebensregeln. Meine Familie war ein typisches Beispiel des assimilierten europäischen Bürgertums.“ Friedländer beugt sich zu mir und bekräftigt, dass von Emigration nie die Rede gewesen sei. „Wir waren nie beunruhigt.“ Wirklich bewusst wahrgenommen habe die Familie die politischen Veränderungen im Frühjahr 1938. „Obwohl die Deutschen noch gar nicht da waren“, erzählt der Historiker, wurden ab dem Schulbeginn im Herbst keine jüdischen Kinder mehr zum Schulunterricht zugelassen.

Das Münchner Abkommen markiert ein wichtiges Datum. Die Eltern beschließen, in die Emigration zu gehen. Nach Frankreich. Mein Vater, sagt Saul Friedländer, hat an die völlige Assimilierung geglaubt; das war falsch. Er hat die Bedrohung durch

die Nazis falsch eingeschätzt, und auch, was die Einschätzung der Lage in Frankreich betraf, lag er falsch. „Mein Vater wurde für das verfolgt, was er nicht hatte sein wollen: ein Jude.“

Seine Eltern, die ihn in einem katholischen Internat unter falschem Namen untergebracht hatten, wurden bei einem Fluchtversuch in die Schweiz verhaftet. Diese Verhaftung zählt zu den tragischen Momenten in der Geschichte der Familie, weil sie möglicherweise hätte vermieden werden können. Saul Friedländer zögert etwas. „Wissen Sie, wäre ich bei meinen Eltern gewesen, dann hätten wir vielleicht hinüber gekonnt, denn für eine kurze Zeit im Jahr 1942 haben die Behörden Familien mit Kindern in die Schweiz reisen lassen.“ Und er ergänzt: „Entweder sie haben sich da geirrt oder wussten das nicht und haben mich gerade deshalb zurückgelassen, um mich zu retten.“ Als seine Eltern mit vielen anderen Juden in einen Güterzug nach Osten gepfercht wurden, gab der Vater einem Mann, der aus dem Zug sprang, seine Armbanduhr mit. Der Mann versprach, diese Uhr dem Sohn, also Saul Friedländer, zu bringen.

„Die neue Zeit fing an“

Aus Saul Friedländer war Paul-Henri Ferland geworden, der als gläubiger Katholik daran dachte, Priester zu werden. Aber daraus wurde nichts. Verwandte ließen nach Kriegsende nach ihm suchen und fanden ihn schließlich, trotz falschem Namen. Und auch die Uhr des Vaters erhielt Friedländer damals und trug sie, als er – mittlerweile überzeugter Zionist – im Mai 1948 mit einer Gruppe Gleichgesinnter aufbrach, um in Palästina den neuen jüdischen Staat aufzubauen. Aber während der Überfahrt nach Israel auf dem Schiff, das Menachem Begin organisiert hat-

te, wurde Saul Friedländer die Uhr des Vaters gestohlen. „Ja, genau, das stimmt, da hat man sie mir wirklich gestohlen.“ Er lacht, es klingt dennoch bitter. „Das hört sich an wie ein Witz, nicht wahr. Aber für mich war damit die Zeit des Krieges zu Ende, und eine neue Zeit, wenn man das so metaphorisch sagen will, fing an. Ja, die neue Zeit fing an, als man mir die Uhr geklaut hat.“

Mit der Geschichte des Holocaust begann sich der Historiker Saul Friedländer intensiv erst Mitte der 1980er-Jahre zu beschäftigen. Auslöser dafür war ein Streit zwischen ihm und dem Historiker Martin Broszat, dem damaligen Leiter des Deutschen Instituts für Zeitgeschichte in München. „1985 ist ein ganz wichtiges Datum, denn das war 40 Jahre nach Ende des Krieges, und viele sagten damals, jetzt ist Zeit für einen Schlussstrich, nicht wahr. Auch Martin Broszat schrieb damals einen Artikel im *Münchner Merkur*, den er mit „Ein Plädoyer für die Historisierung des Nationalsozialismus“ betitelte. Was er damit meinte? Das bedeutete, jetzt ist es genug mit diesen emotionalen Ausbrüchen, jetzt soll man das Dritte Reich wie jede andere Geschichtsphase auch behandeln.“

Saul Friedländer reagierte damals ungewöhnlich scharf und forderte von Broszat eine Erklärung. „Wissen Sie, was er mir schrieb? Ja, man müsse die Erinnerung der Opfer, also der überlebenden Opfer respektieren, und ihre Erinnerung an die Nazis, an die Zeit des Krieges und des Holocaust. Man könne vielleicht daraus etwas lernen, aber es stelle eigentlich ein Hindernis für die rationale Geschichtsschreibung der jungen deutschen Generation dar. Das hat mich sehr geärgert, wie Sie sich vorstellen können. Und ich schrieb einen Brief an ihn zurück: ‚Sie meinen, dass wir Juden wegen unserer belasteten Subjektivität dazu nicht imstande sind?‘ und er sagte: ‚Die Überlebenden und

ihre Nachfolger, also die Juden, können die Geschichte nicht schreiben, weil sie zu belastet sind.' Ich antwortete: ‚Und wenn man in der HJ war – in der Hitlerjugend, wie Sie, dann ist man nicht belastet von der Vergangenheit?‘“

Das war der Moment, in dem Saul Friedländer beschloss, die Geschichte des Holocaust aus der Sicht der Opfer zu schreiben. „Ich dachte, ich muss diese Geschichte aufschreiben, und ich muss auch die Perspektive der Opfer einbringen, ob sie überlebt haben oder nicht. Wie könnte ich diese Sicht darstellen, überlegte ich. Es waren die Tagebücher, Aufzeichnungen, Briefe, Korrespondenzen aus dieser Zeit, die mir diese Perspektive eröffneten.“

„Wissen Sie“, sagt Saul Friedländer, „wissen Sie, die Sicht der Opfer ist ein integraler Teil, ein absolut notwendiger Teil dieser Geschichte, weil man schreibt diese Geschichte ja immer aus der Sicht der Täter, oder vielleicht manchmal aus dem Blickwinkel der Maschinerie, der Nazi-Bürokratie, aber das wird dann ganz abstrakt. Und nur, wenn Sie die Stimmen der Opfer hören, die plötzlich schreien – und zwar nicht nur als bloße ‚Illustration‘ des Narrativs – dann erst spürt man deutlich, worum es geht. Und wenn man die Opfer hört, wahrnimmt, dann wird diese Welt plötzlich eine ganz andere.“

Das Buch *Rede an uns* liegt vor mir auf dem Tisch. NU-Chefredakteur Peter Menasse, erkläre ich Saul Friedländer, vertrete die Meinung, dass die Shoa keinen Bezug mehr zur Gegenwart der Jungen habe: „Für einen heute Vierzehnjährigen liegen die Taten der Nationalsozialisten so lange zurück wie für einen Rentner der Tod von Kronprinz Rudolf und Mary Vetsera.“ Die heutigen Deutschen und Österreicher seien nicht die Täter von damals, und: „Wir heutigen Juden sind keine Opfer.“ Hat er recht? Die heutigen Juden sind kei-



FOTO ©: ALEXANDER TUMA

„Wissen Sie“, sagt Saul Friedländer, „wissen Sie, die Sicht der Opfer ist ein integraler Teil, ein absolut notwendiger Teil dieser Geschichte, weil man schreibt diese Geschichte ja immer aus der Sicht der Täter, oder vielleicht manchmal aus dem Blickwinkel der Maschinerie, der Nazi-Bürokratie, aber das wird dann ganz abstrakt. Und nur, wenn Sie die Stimmen der Opfer hören, die plötzlich schreien – und zwar nicht nur als bloße ‚Illustration‘ des Narrativs – dann erst spürt man deutlich, worum es geht. Und wenn man die Opfer hört, wahrnimmt, dann wird diese Welt plötzlich eine ganz andere.“

ne Opfer der Shoa? Saul Friedländer (lacht): „Nein, das wäre ein bisschen viel, nein. Sie meinen, ob die heute Geborenen, ob sie Opfer der Shoa sind? Habe ich Sie da richtig verstanden?“ – „Ja, Sie haben mich richtig verstanden.“

In Friedländers Mimik kommt Bewegung. „Ich will dazu etwas sagen. Und zwar: Dies ist eine sehr gefährliche Aussage, dass die heute Geborenen oder gestern Geborenen, also heute vielleicht 20 Jahre alte Juden Opfer der Shoa sind. Das ist sehr gefährlich, weil man das dann politisch ... wie sagt man? Man kann es dann

politisch ausnützen. Und das machen die Ultrarechten in Israel, dieses Thema ist immer gegenwärtig: ‚Wie in der Shoa ist heute Israel von allen Seiten gefährdet und es wird, wenn wir nicht so und so und so agieren, von der umgebenden Welt vernichtet‘, oder so ähnlich. Und dann wird immer wieder auf den Holocaust Bezug genommen. Das ist für mich unerträglich und politisch sehr gefährlich, weil man eine Vergangenheit ausnützt, die tragisch ist, um dann politisches Kapital daraus zu schlagen. Also deswegen sage ich nein, definitiv nein.“

Es gibt nichts Größeres als den Menschen

Vor über fünf Jahren ist der große Autor, Regisseur und Theatermacher George Tabori in Berlin gestorben. Eine Wiederbegegnung mit dem lustvollen Blasphemiker anlässlich der Aufführungsserie seiner *Goldberg-Variationen* am Wiener Volkstheater.

VON JÜRGEN BAUER

Was heute am meisten fehlt, ist sein Humor. Als George Tabori vor beinahe fünfzehn Jahren Wien in Richtung Berlin verließ, blieb eine Lücke im Theaterleben dieser Stadt zurück, die niemand füllen konnte. Ein Humor, der so viel mehr war als bloßes Lachen, der im Witz immer auch den Schmerz und die Katastrophe erkannte. Wenn nun sein vielleicht wichtigstes Werk – die *Goldberg-Variationen* – im Volkstheater wieder auf dem Spielplan steht, kehrt Abend für Abend die schelmische Weisheit des großen Theatermachers endlich zurück in diese Stadt. Tabori selbst meinte einmal: „Es gibt diesen alten jüdischen Gedanken: Keiner ist tot, solange man über ihn spricht.“ Vielleicht startet ja nun durch seine Texte wieder ein Gespräch über den Tod hinweg. Es würde sich lohnen.

Kriegsjahre

Dass Tabori ausgerechnet in Wien seine herausragende Stellung im Theaterleben errang, zeigt, dass das Leben seine Vorliebe für schmerzhaften Humor teilt. Zur Welt kommt er 1914 in Budapest, nur einen Monat nach seiner Geburt wird der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet und eine ganze Epoche durch ein völlig neues Zeitalter abgelöst – ein Zeitalter, dessen Geschichte, Umbrüche und Katastrophen sich von da an im verschlungenen Lebensweg Taboris fast exemplarisch spie-

geln. Während des Krieges verschlägt es ihn als Journalist nach Sofia und Istanbul und als Nachrichtenoffizier der britischen Armee nach Jerusalem und Kairo. Von Istanbul aus versucht er noch, die Eltern zur Emigration zu bewegen, doch vergebens: Der Vater wird 1944 in Auschwitz ermordet, seine Mutter entkommt der Deportation nur durch einen glücklichen Zufall. Beiden wird er später in seinen Werken berührende literarische Denkmale setzen. Dass er sie nicht stärker zur Flucht gedrängt hat, wird er sich nie verzeihen. Noch 1994 spricht er in einem Interview mit der Zeit von seinen Schuldgefühlen den Toten gegenüber und meint: „Ich hatte ein verhältnismäßig leichtes Leben im Krieg.“ Auch nach dem Krieg nimmt

sein Leben abenteuerliche Wege: Einer Einladung aus Hollywood folgend gelangt er in die USA, wo er die Werke Brechts übersetzt und – wenn auch mit wenig Fortune – Drehbücher für Alfred Hitchcock und Joseph Losey schreibt. Die ganz Großen seiner Zeit treten hier in sein Leben: Thomas Mann etwa, die Garbo und Charlie Chaplin. Schließlich wird sein eigenes Stück von Elia Kazan am Broadway inszeniert. Ein Flop, wenn man Tabori glauben darf, aber immerhin ein Anfang am Theater, dem er sich von nun an zuwendet. Doch nach fast einem Vierteljahrhundert in den Staaten kommt schließlich die große Lebenswende, „plötzlich und ungeplant“, wie es in der Rückschau der *Neuen Zürcher Zeitung* heißt: „Mit nichts als



FOTO ©: ARMIN BARDEL

Die *Goldberg-Variationen*, Rainer Frieß und Claudia Sabitzer.

Als der Büchner-Preis 1992 an George Tabori verliehen wurde, hieß es in der Begründung: „Wir bewundern seinen Mut, dem deutschen Publikum mit Witz und Ironie und doch mit der Leidenschaft des Opfers und der Distanz des Weisen die unheilvolle gemeinsame Geschichte der Deutschen und Juden vor Augen zu führen.“

einem Koffer und 150 Dollar im Sack kommt Tabori 1969 in Berlin an, im Land der Täter, die den größten Teil seiner Familie umgebracht hatten.“

„Irritieren, stören, schockieren“

Mit Unterstützung der Verlegerin Maria Sommer kann er auf der Werkstattbühne des Schillertheaters sein Stück *Die Kannibalen* inszenieren: Verhungerte Häftlinge fressen im Konzentrationslager einen toten Mitgefangenen in einem grausigen Abendmahl auf. Er will „irritieren, stören, schockieren“ und ist selbst erstaunt, dass ein deutsches Theater sich traut, dieses alle Geschmacksgrenzen überschreitende, dem Vater gewidmete Stück zu zeigen. Aber seine Neugierde siegt: Er will wissen, wie ein deutsches Publikum auf seinen Text reagiert. Vor dem Theater wartet dennoch sicherheitshalber ein eigens bereitgestellter Wagen, doch was folgt, ist nicht die erneute Flucht, sondern das, was Tabori selbst die „beste Zeit seines Lebens“ nannte. Dass seine Werke gerade in Deutschland ihre besondere Wirkung entfalteten, war für Tabori aber nicht völlig unverständlich: „Die Wunde versteht das Messer.“ Der heftig diskutierten Aufführung folgen Arbeiten in Bremen, München und Bochum; im Jahr 1987 schließlich der Umzug nach Wien, wo er seine eigene Gruppe „Der Kreis“ im heutigen Schauspielhaus gründet. An Peymanns Burgtheater wird Tabori dann zur bestimmenden inszenatorischen Stütze. Über 30 eigene Stücke und mehr als 60 Inszenierungen liefert der selbsternannte „dienstälteste Theatermacher der Welt“ ab, bevor er 2007 in Berlin stirbt, wohin er Peymann noch kurz zuvor gefolgt war. Dreiundneunzig Jahre alt ist er geworden, „älter als Sophokles“, wie er selbst nicht ohne Stolz betonte. Über alle Umwege, Brüche und Umzüge hinweg war nur das Theater immer so etwas wie eine

Heimat geblieben.

Taboris enorme Bedeutung entfaltete sich dabei vor der Folie der komplizierten deutsch-österreichisch-jüdischen Beziehungen. Peter von Becker nannte ihn den „letzten Kosmopoliten“ des Theaters, den letzten Zeugen der „Generation von Emigranten zwischen 1933 und 1945“. Als ihm 1992 der Büchner-Preis verliehen wurde, hieß es in der Begründung: „Wir bewundern seinen Mut, dem deutschen Publikum mit Witz und Ironie und doch mit der Leidenschaft des Opfers und der Distanz des Weisen die unheilvolle gemeinsame Geschichte der Deutschen und Juden vor Augen zu führen.“ Dabei wurde öffentlich vor allem Taboris Auseinandersetzung mit der Shoa bedacht. Hatte Adorno es noch für barbarisch gehalten, nach Auschwitz Gedichte zu schreiben, so meinte Tabori, nicht das Gedicht sei unmöglich geworden, sondern Sentimentalität oder auch Pietät. Diesen Anspruch kann man in seiner Theaterarbeit erkennen, mit der er lange Zeit herber Kritik ausgesetzt war. Seine makabren Totenreigen, sein oft schockierender Witz, sein Mischen von tief Tragischem und oft banal Geblödeltem stießen häufig auf Unverständnis und Ablehnung. Rückendeckung fand er bei einer Aussage seines Vorbilds Brecht: Manchmal müsse man sich eben entscheiden, ein Mensch zu sein, oder aber guten Geschmack zu haben. Dabei war in seinen Witzen immer der Schmerz spürbar. Er war der Überzeugung, dass die Angleichung von Heiligkeit und Humor der „größte jüdische Beitrag zur Zivilisation“ sei. Außerdem sei „jeder wirkliche Humor schwarz“.

Die Goldberg-Variationen

Dieser schwarze Humor zeigt sich exemplarisch in Taboris Stück *Die Goldberg-Variationen*, uraufgeführt vor über zwanzig Jahren in seiner eigenen Regie am Akademietheater.

Im Stadttheater von Jerusalem will der gottähnliche Regisseur Mr. Jay dem Publikum ausgewählte Szenen aus der Bibel präsentieren. „Eine leere Bühne ist eine Stätte der Schönheit, besonders am ersten Probenstag, wenn noch nichts schiefgegangen ist“, meint der jüdische Regieassistent und Holocaust-Überlebende Goldberg. Doch natürlich geht alles schief, was nur irgendwie schiefgehen kann: Kain trifft Abel mit der Keule am Schädel, Isaaks Opferung endet im blutigen Tod, und der Baum der Erkenntnis ist ein Bananenbaum. Am Ende wird ein Stofflamm ans Kreuz genagelt und der leidgeprüfte Jude Goldberg muss mal wieder dafür sorgen, dass die Vorstellung stattfinden kann. Wenn Tabori einmal meinte, dass in einer profanen Welt die Annäherung an den Glauben nur über die Blasphemie zu haben sei, so hat er mit den *Goldberg-Variationen* eindrucksvoll gezeigt, wie das zu verstehen ist. Zwischen Bibelklammer, jüdisch-christlicher Polemik und Backstage-Comedy spielen Mr. Jay und Goldberg alle nur möglichen Machtverhältnisse durch: Regisseur und Assistent, Herr und Knecht, Vater und Sohn und schließlich Gott und auserwähltes Volk. Das Theater ist hier immer die Welt und umgekehrt.

Auch wenn in der aktuellen Volkstheater-Inszenierung von Stephan Bruckmeier der brutale, schmerzhaft und hintergründige Witz des Stücks zurücktreten muss und oft ein etwas oberflächlicherer Klamauf geboten wird, ist sie doch eine schöne Möglichkeit, Tabori neu zu begegnen. Seit der Premiere steht die Aufführung regelmäßig auf dem Spielplan des Hauses. Taboris selbst hat in einem Interview zu den *Goldberg-Variationen* einmal gesagt: „Der Mensch ist heilig. Es gibt nichts Größeres als den Menschen.“ Vielleicht fehlt doch nicht nur sein Humor, sondern auch sein Humanismus!

Das Geheimnis der Tante Jolesch

Warum ihre Krautfleckerln so berühmt waren, wissen wir. Aber wer war das lebende Vorbild für Friedrich Torbergs Heldin? Oder gab es gar keins?

Robert Sedlaczek hat ermittelt.

VON CORNELIA MAYRBÄURL

Es gibt Bonmots, die zwar aus einer ganz bestimmten Zeit und Kultur stammen, und trotzdem, wie es treffend heißt, von zeitloser Schönheit sind. „Gott soll einen hüten vor allem, was noch ein Glück ist“, fällt in diese Kategorie. Und deshalb ist *Die Tante Jolesch*, der Friedrich Torberg das in den Mund gelegt hat, nach wie vor ein aktuelles Stück Literatur. Nur: Wer war eigentlich diese weise Tante, die von den Krautfleckerln immer zu wenig kochte, damit, in der Sprache des Marketings gesprochen, durch Verknappung des Angebots die Exklusivität des Produkts stieg und die Nachfrage nie versiegte?

„Die Tante Jolesch ... hat ... wirklich gelebt und hat ... die hier wiedergegebenen Aussprüche wirklich getan. Den und jenen habe ich ihr untergeschoben, weil sie ihn getan haben könnte. Denn die Tante Jolesch war ... keine ‚Person im konventionellen Eigen-Sinn‘, sondern ein Typus“, schreibt Torberg im Vorwort. Trotz dieser Relativierung bleibt klar, dass Friedrich Torberg für die Figuren im Buch zumindest zum Teil reale Personen als Vorbilder im Kopf hatte. Der schöne Neffe Franzl, der Strafverteidiger Dr. Sperber („Räuber, Mörder, Kindsverderber gehen nur zu ...“), der Mann der Tante Jolesch, sie alle waren, unter anderem, in Wien heimisch. Ein ganzes Jahr hat Robert Sedlaczek damit verbracht, in Archiven und Datenbanken, auf Friedhöfen und Exkursionen die Spuren dieser Personen zu verfolgen. Entstan-



FOTO ©: HAYMON VERLAG/DAVID AXMANN

Jagdgesellschaft mit Friedrich Torberg (ganz rechts) und Franz Jolesch (dritter von rechts) in Hoch Studnitz, frühe 1930-er Jahre.

den ist das Buch *Die Tante Jolesch und ihre Zeit*, das jenseits von Krautfleckerl-Nostalgie viel Interessantes über die politischen Verhältnisse in der Ersten Republik enthält, aber eben auch Familiengeschichten und persönliche Schicksale schildert. Und das ist, auch wenn wegen gedanklicher Abschweifungen der rote Faden manchmal etwas dünn wird, unterhaltsam und erhellend.

Spuren zu Bruno Kreisky

Die Recherche beginnt bei der Figur des sozialdemokratischen Anwalts Hugo Sperber, der ein Leben zwischen Landesgericht und Kaffeehaus führte und seine Umgebung regelmäßig

mit geistreichen Aperçus unterhielt. Manchmal redete sich Sperber nachgerade um Kopf und Kragen, berichtete Torberg, zum Beispiel nach dem Februaraufstand 1934, als Bundeskanzler Dollfuß endgültig den autoritären christlichen Ständestaat durchsetzte. Sperber verteidigte einen Sozialdemokraten, der einen Sprengstoffanschlag verübt hatte. In seinem Plädoyer bat er das Gericht, die Jugend des Angeklagten zu berücksichtigen und sagte: „Der junge Mann wusste noch nicht, dass das einzige in Österreich erlaubte Sprengmittel das Weihwasser ist.“ Im Zusammenhang mit Sperber taucht auch Bruno Kreisky auf. Sperber bot sich an, den führenden Funktionär der Jungsozialisten, der eben-

Robert Sedlaczek stellt quer durch das ganze Buch viele Bezüge zur Jetztzeit her, um zu zeigen, „dass die Vergangenheit in die Gegenwart hineinreicht ... Auch wenn der letzte Zeitzeuge der Shoa gestorben ist, muss das Gedenken und Erinnern weitergehen.“

falls vor Gericht stand, zu verteidigen. Doch Kreisky lehnte ab: Sperbertendierte eben dazu, die Bedeutung und Reife der Angeklagten herunterzuspielen, um ein milderes Urteil zu erreichen. Der spätere Bundeskanzler wollte nicht „verharmlost“ werden und zog eine andere Verteidigungsstrategie vor (Kreisky wurde dann zu einer Haftstrafe verurteilt, die durch die Untersuchungshaft aber schon abgebußt war).

Bruno Kreisky ist nicht nur deswegen im Buch präsent – Jahrzehnte später war Robert Sedlaczek Mitarbeiter im Büro des Bundeskanzlers. Der Autor relativiert anhand der Lektüre des Torberg-Nachlasses aber die Behauptung seines ehemaligen Chefs, Torberg habe die meisten Sperber-Anekdoten von ihm, Kreisky, erzählt bekommen. Sedlaczek gestattet sich auch einige Einschübe aus seiner Zeit als Sekretär des Kanzlers. So gibt er seine persönliche Sicht auf den Streit zwischen Kreisky und Simon Wiesenthal wieder.

Geschichte der Familie Jolesch

Hauptthema ist freilich die Geschichte der Familie Jolesch, übrigens mit kurzem „o“ gesprochen, sodass man den tschechischen Namen auf Deutsch phonetisch richtig eigentlich „Jollesch“ schreiben müsste. Ausgangspunkt für Friedrich Torberg war die Freundschaft mit Franz Jolesch, im Buch der „Neffe Franzl“. Der war, wie auf Fotos zu erkennen, ein gutaussehender junger Mann, der sich aber – zumindest nach dem Geschmack seines Vaters – in die falsche Frau verliebte. Die Joleschs waren Eigentümer einer Textilfabrik in dem kleinen mährischen Ort Wiese nahe Pirnitz (Brtnice). 1927 heiratet Franz die 21 Jahre alte Louise, geborene Gosztonyi, die, als schick und mondän beschrieben, gar nicht in das mährische Dorf passte. „Als sie nackt im Garten Sonnenbäder nahm, sind die Bauern mit

Heugabeln auf die Fabrik gestürzt“, erinnert sich eine Bekannte, die Robert Sedlaczek aufgespürt hat. Noch dazu war Louise Kommunistin.

Vater Emil Jolesch reagiert auf die Heirat, indem er Franz enterbt und bestimmt, dass nach seinem Tod seine Frau Olga das Familienunternehmen allein weiterführen soll. Ganz so schlimm wird es dann doch nicht kommen, aber Franzls Leben ist jahrelang darauf beschränkt, sich die Zeit unter anderem mit der Jagd zu vertreiben. Bis zur Scheidung 1935, so schreibt Louise in ihren Lebenserinnerungen, hatte sie „viel Zeit, vertrödelte sie mit Bridgespielen, Gastgebereien, Reisen nach Wien, Berlin, Paris“.

Louise ist helllichtiger als Franz und erkennt das heraufziehende Unheil für die jüdische Bevölkerung. Deswegen, und wegen Hanns Eisler, der bereits dort im Exil ist, geht sie nach Paris, wo sie den Komponisten 1937 heiratet. Eisler wiederum arbeitete eng mit Bert Brecht zusammen. Und der hatte zweifellos Louise Eisler im Kopf, als er in seinem Stück *Furcht und Elend des Dritten Reiches* eine „jüdische Frau“ auftreten lässt. Das wiederum führt zu einem kleinen Treppenwitz der Geschichte: Als Louise an der US-Westküste im Exil sitzt und Torberg in New York, korrespondieren die beiden freundlich miteinander. Doch bald müssen die Kommunisten Eisler und Brecht vor Senator McCarthys „Ausschuss für unamerikanische Umtriebe“ aussagen. Als strikter Antikommunist und FBI-Mitarbeiter hatte Torberg diesem quasi inquisitorischen

Gremium aber Material gegen Brecht geliefert. Torberg ließ den Briefwechsel einschlafen. Louise heiratete übrigens nach einer weiteren Scheidung 1955 den österreichischen kommunistischen Politiker Ernst Fischer.

Die Joleschs freilich – Sedlaczek berichtet vor allem auch von Franzens Onkel Julius – bleiben in der Tschechoslowakei und Österreich. Viele von ihnen werden den Holocaust nicht überleben, was Torberg in seinem Bestseller aber stets nur am Rande erwähnt. Hat sich Friedrich Torberg damit der Unwilligkeit der Österreicher angepasst, diese unbequeme Wahrheit zu hören? Robert Sedlaczek vermutet dies: „Das Buch erschien noch vor der Waldheim-Debatte, vor der Reise von Bundeskanzler Vranitzky nach Jerusalem“, nämlich 1975. Sedlaczek stellt deswegen quer durch das ganze Buch viele Bezüge zur Jetztzeit her, um zu zeigen, „dass die Vergangenheit in die Gegenwart hineinreicht ... Auch wenn der letzte Zeitzeuge der Shoa gestorben ist, muss das Gedenken und Erinnern weitergehen.“

Franz Jolesch hingegen überstand die Nazi-Diktatur, wurde nach Kriegsende aber, da als Sudetendeutscher eingeordnet, aus der Tschechoslowakei vertrieben. Er baute sich in Chile eine neue Existenz auf und starb dort 1961. Aber was ist jetzt mit der Tante? War damit die Frau von Franzens Onkel Julius, Gisela, gemeint, die 1940 in Budapest starb? Oder doch keine „Person im konventionellen Eigen-Sinn“, wie Torberg schrieb? Lesen Sie – und bilden Sie sich selbst eine Meinung ...

Robert Sedlaczek
Die Tante Jolesch



und ihre Zeit
Eine Recherche

Robert Sedlaczek

Die Tante Jolesch und ihre Zeit. Eine Recherche.

Unter Mitarbeit von Melita Sedlaczek und Wolfgang Mayr
Haymon Verlag, 2013

280 Seiten, mit zahlreichen SW-Abbildungen
19,90 EUR

Abschied

VON ERWIN JAVOR



In Nadwurne, einem Shtetl in Galizien, wird ein neuer Rabbiner engagiert. Der alte liegt im Sterben. Schon beim ersten Gottesdienst, den der Neue, Reb Herschel, abhält, entzündet sich ein erbitterter Streit in der Gemeinde. Die eine Fraktion behauptet, beim Schma Jisrael (dem wichtigen Gebet „Höre Israel“) muss man aufstehen, die andere Hälfte schwört darauf, dass man sitzen bleiben muss. Die beiden Gruppen geraten sich in die Haare, dass dem neuen Rabbiner Hören und Sehen vergeht. Noch am gleichen Abend eilt er an das Sterbebett seines Vorgängers, Reb Schmuel, um ihn, solange das überhaupt noch möglich ist, um Rat zu bitten. „Sag, was ist die Takune (Tradition)? Beim Schma aufzustehen?“ Der sterbende Schmuel schüttelt kaum merklich, aber deutlich den Kopf. „Also ist es Minhag (der Brauch) beim Schma sitzenzubleiben!“ Mit letzter Kraft erklärt Reb Schmuel dem Greenhorn: „Dus is nischt die Takune!“ (Das ist nicht die Tradition!) Der junge Rabbiner ist ratlos. „Aber der Ojlem (die Gemeinde) streitet doch die ganze Zeit!“ Das Leben aushauchend klärt Reb Schmuel seinen Nachfolger noch auf: „Dus is die Tradizie! (Genau das ist die Tradition!)

Apropos Tradition: Wenn es einem Pressefotografen gelingt, das Foto des Jahres zu schießen, kann er erfahrungsgemäß reich werden. Sehr reich. Und berühmt. Sehr berühmt. Wenn es auch noch gut ist, vielleicht sogar unsterblich. Kein Wunder also, dass bei der Abschlussprüfung der Pressefotografen des elitären New York Center

of Excellence in Contemporary Photography so viel Nervosität in der Luft liegt, dass man sie schneiden könnte. Alle waren sie angetreten. Dwayne Clint, Jerry-Lee Hill, Billy-Bob Smith, Johnny Hickory, sogar die wilde Suzanne Prewster. Die, die schon erste Paparazzi-Erfahrungen sammeln konnten, die schon viel geübt hatten, die ganz lang die Theorie gelernt und Kurse besucht oder die beste Ausrüstung gekauft hatten, die man gerade noch schleppen kann. Sie wussten, es ging um alles. Scheel sahen sie einander im Warteraum von der Seite an. Wer würde es heuer schaffen, wer nicht? Sie wussten, die Prüfer waren unerbittlich. Unbestechlich. Endlich flog die Tür zum Prüfungszimmer auf. Die gelangweilte Stimme des Leiters der Prüfungskommission, Joe Shalom Greenberg, rief den ersten Prüfling auf. Es traf, in strikter alphabetischer Reihenfolge, Dwayne. Manierlich, wie man es kaum von ihm kannte, legte er sein Portfolio vor und erwartete einen ersten Kommentar von Greenberg und den anderen Kommissionmitgliedern, Moscovice, Lebovici und Rosenberg. Die unbestechlichen Vier blätterten ohne erkennliche Emotion in seiner Mappe, seufzten kurz, schauten einander vielsagend an und auf die Uhr, und schließlich stellte Rosenberg die entscheidende Prüfungsfrage, die bei zweifelhaften Bewertungen von Arbeiten durch theoretische Kompetenz den Ausgang der Prüfung in die eine oder andere Richtung lenken konnte: „Na gut, Mr. Flint ... Clint. Stellen Sie sich vor, Sie sitzen in einem

Schnellboot mit voller Ausrüstung und brausen auf Motivsuche am Amazonas durch den brasilianischen Regenwald. Plötzlich durchdringt ein Schrei das Affengekreisch und Papegeiengekrächze. Sie kommen immer näher zu den Stromschnellen, und da sehen Sie, woher der Hilfeschrei kommt. Ein Mann ist kurz davor, von den reißenden Fluten hinabgerissen zu werden. Es ist Mahmud Ahmadinedschad, der iranische Präsident. Sie sind mit allen Feinessen ausgerüstet, die man in so einer Situation womöglich brauchen könnte. Es wäre ein Leichtes, ihm einen Rettungsring oder ein Tau zuzuwerfen, um ihn an Bord zu ziehen. Andererseits, wenn Sie ihn nicht retten, können Sie sicher sein, dass Ihr Foto auf Seite eins aller Zeitungen weltweit den ertrinkenden Präsidenten zeigen wird, und Sie sind mit einem Schlag ein gemachter Mann.“ Dwayne Clint schluckt. Rosenberg fährt fort: „Und nun die alles entscheidende Frage: Welches Objektiv nehmen Sie, Tele oder Weitwinkel?“

Apropos: Abschied. Wie sich Engländer und Juden unterscheiden, das wissen Sie, oder? Engländer gehen, ohne sich zu verabschieden – und Juden verabschieden sich, ohne zu gehen. Aber jetzt ist es genug mit Mammeloschn, es wird Zeit für mich, meine englischen Verwandten vom Flughafen abzuholen.

* *Mammeloschn* (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen *Loschn*: Zunge, Sprache.

Suchbild auf Jiddisch ...

Ein Seder bei den Obamas – mit fast allem, was dazu gehört.
Finden Sie die sieben Veränderungen!

VON MICHAELA SPIEGEL



- AUFLÖSUNG:
1. WOODY ALLEN ALS RABBINER
 2. WOODY ALLEN AN DER SCHREIBMASCHINE
 3. WOODY ALLEN ALS HUMMER-BEDRÖHUNG
 4. WERBEPLAKAT „KOSHER HUT PIZZA“
 - 5./6./7. MAZZOS PÄCKCHEN A LA WARHOL FREI VERTEILT

KOHNVERSATIONEN

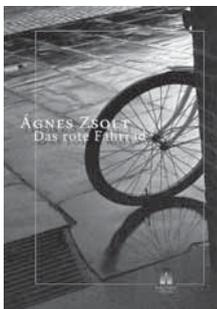
VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



NISCHEN
VERLAG

Der Name ist Programm: Der Nischen Verlag möchte eine winzige, aber aufregende Nische im deutschen Sprachraum für noch unbekannte oder bereits vergessene Bücher ungarischer Autoren besetzen.

Bisher erschienen:



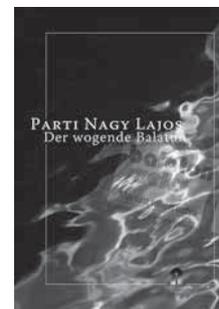
Ágnes Zsolt:
Das rote Fahrrad
aus dem Ungarischen von Ernő Zeltner
160 Seiten, 19,80

Eine „ungarische Anne Frank“ Geschichte: Die Veröffentlichung des berührenden Tagebuches eines in Auschwitz ermordeten 13-jährigen Mädchens durch die Mutter, die später Selbstmord begangen hat.



Lajos Parti Nagy:
Der wogende Balaton
aus dem Ungarischen von György Buda
160 Seiten, 19,80

„Das Regime ändert sich dann, wenn andere anfangen zu lügen als die, von denen wir es bisher gewohnt waren“. Eine spannende, kafkaeske Geschichte eines Antihelden nach dem 56-er Ungarnaufstand.



György Spiró:
Der Verruf
aus dem Ungarischen von Ernő Zeltner
324 Seiten, 22,80

Eine Visitenkarte des größten Sprachkünstlers der zeitgenössischen ungarischen Literatur. Bizarre Figuren, verspottete Helden des großen Fressens fesseln, Gier und Sexualität.

FOTO ©: PETER RICAUD



Der kleine Chilek (Unterschied)

VON MARTIN ENGELBERG

Das Zelebrieren des noch so kleinen Unterschieds gehört zu den lustvollsten Beschäftigungen der Menschen. Bei uns Juden ist das jedenfalls so. Nicht zufällig schuf dafür niemand anderer als Sigmund Freud einen eigenen Begriff: „Narzissmus der kleinen Differenzen“. Dieser beschreibt die Neigung der Menschen, ihre Missgunst und Aggression gegen andere zu richten, indem sie ihre Gemeinschaft als irgendwie anders definieren.

Natürlich lassen sich mit den Büchern über den Unterschied zwischen Wald- und Weinviertlern, oder Deutschen und Österreichern ganze Bibliotheken füllen. Aber was ist das schon in Vergleich zu den Unterschieden zwischen Ashkenazim und Sefardim, unter den Ashkenazim zwischen polnischen, ungarischen und rumänischen Juden, unter den polnischen Juden zwischen Galizianern und Warschauer Juden, ganz zu schweigen von der unüberbrückbaren Differenz zwi-

schen Chassidim und Misnagdim. Da ist es nur selbstverständlich, dass bei den letzten Wahlen in der Wiener Kultusgemeinde nicht weniger als elf Parteien antraten, um die Gunst von zwischen 105 und 950 Wählern zu erringen. Freilich war es undenkbar, dass sich mehrere Gruppierungen mit praktisch völlig identischem Programm zu einer Partei zusammengetan hätten. Freud nannte diesen Hang der Menschen in seiner Abhandlung *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) „eine bequeme und relativ harmlose Befriedigung der Aggressionsneigung“. Auch in Israel wird diese Tradition hochgehalten. Bei den vergangenen Wahlen zur Knesset bewarben sich nicht weniger als 34 Parteien um insgesamt 120 Sitze. Mehrere Mitte-Links-Parteien, insbesondere die von Shelly Yachimovich geführte Arbeiterpartei, sowie die liberalen Gruppierungen von Tzipi Livni und jene von Yair Lapid, haben insgesamt 40 Mandate erreicht.

Sie stehen in mehrfacher Hinsicht für sehr ähnliche Positionen, konnten sich jedoch nicht auf ein gemeinsames Antreten einigen. Dabei hätten sie die Partei des Premierministers Netanyahu, die nur 31 Mandate errang, weit hinter sich gelassen, das Amt des Premierministers für sich in Anspruch nehmen und einen politischen Richtungswechsel herbeiführen können.

Das oftmals gehässige Zelebrieren von Differenzen zwischen uns Juden nutzt unseren Feinden. In der Zeit der britischen Mandats Herrschaft im damaligen Palästina gab es einen beliebten Witz darüber: Ein britischer Sergeant meldet seinem Vorgesetzten: „Ein Dutzend Juden verhaftet! Fünf Revisionisten, vier Misrachisten, zwei Kommunisten und ein allgemeiner Zionist.“ Der Offizier: „Wo sind sie?“ Sergeant: „Sie stehen draußen.“ Der Offizier: „Was?? Ohne Bewachung?“ Sergeant: „Nicht nötig! Die passen schon aufeinander auf!“

 	<p>ITC Reisen Heinestrasse 6, 1020 Wien</p> <p>Tel.: +43 (0) 1 - 212 54 60, Fax: +43 (0) 1 - 212 54 60 40</p> <p>E-Mail: itc@chello.at, Web: http://www.itc-reisen.at</p>						
<p style="text-align: center;">ISRAEL</p>  <p style="text-align: center;">Buchen sie JETZT ihren Sommerurlaub und Ihre Reise für die Feiertage</p>  <p style="text-align: center;">Rosch Haschana /Yom Kippur / Sukkot</p>  <p style="text-align: center;">IT'S NOT JUST AN AIRLINE. IT'S ISRAEL</p>	<p>Die günstigsten Preise bekommt man nur wenn man langfristig bucht!</p> <p>z.B.</p> <table border="0"> <tr> <td>Tel Aviv</td> <td>ab €249.-</td> </tr> <tr> <td>New York</td> <td>ab €595.-</td> </tr> <tr> <td>BRUSSEL</td> <td>ab €149.-</td> </tr> </table> <p>Rufen Sie uns an und vergleichen Sie FLÜGE / HOTELS/ KREUZFAHRTEN / PAUSCHALREISEN</p> <p>Ohne versteckte Gebühren oder Steuern!</p>	Tel Aviv	ab €249.-	New York	ab €595.-	BRUSSEL	ab €149.-
Tel Aviv	ab €249.-						
New York	ab €595.-						
BRUSSEL	ab €149.-						

UNSERE AUTORINNEN



Jürgen Bauer

ist Theaterwissenschaftler und Autor aus Wien. Spezialisierung auf jüdisches Theater. Verfasser der Monographie *No Escape: Aspekte des Jüdischen im Theater* von Barrie Kosky in der Edition Steinbauer.



Andrea Maria Dusl

Die Autorin, Zeichnerin und Filmemacherin ist ein Multitalent. Für NU steuert sie die Illustration zur Kolumne „Mammeloschn“ bei.



Ruth Eisenreich

hat in Wien, Maynooth (Irland) und Melbourne Vergleichende Literaturwissenschaft und Journalismus & Neue Medien studiert und war Redakteurin bei der Wochenzeitung *Falter*. Sie lebt als freie Journalistin in Wien.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Michael Kerbler

leitet die Ö1-Sendereihe „Im Gespräch“.



Eva Konzett

Seit 2008 im Journalismus tätig. Sie arbeitet derzeit als freie Journalistin (unter anderem für das *Wirtschaftsblatt*) in Bukarest.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.



Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



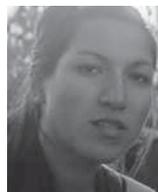
Georg Markus

Ist *Kurier*-Kolumnist, Autor von TV-Dokumentationen, zeitgeschichtlichen Büchern (*Wie die Zeit vergeht*, *Die Enkel der Tante Jolesch*) und Biografien (Sigmund Freud, Die Hörbigers, Karl Farkas). Zuletzt erschienen: *Was uns geblieben ist. Das österreichische Familienbuch*.



Cornelia Mayrbäurl

ist Senior Consultant des Public-Affairs-Beratungsunternehmens Kovar & Köppl. Zuvor schrieb sie als außenpolitische Redakteurin bzw. Korrespondentin für *Die Presse*, *Kurier*, *Format*, *NZZ am Sonntag* und *Die Zeit*.



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/Bolivien und in Buenos Aires/Argentinien. Sie lebt als Fotografin in Wien.



David Rennert

geboren 1984, absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft und arbeitet als Journalist in Wien.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Petra Stuibler

Die studierte Theaterwissenschaftlerin ist „Chronik“-Ressortleiterin der Tageszeitung *Der Standard* und Buchautorin.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Student des Faches „Buch und Dramaturgie“ an der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Old Jews telling jokes



FOTO ©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Ein Freund hat mir erzählt, dass in New York derzeit eine sensationelle Show läuft: „Old Jews telling jokes“.

Javor: Das sollten wir in Wien machen. Da könnten wir endlich einmal harmonisch zusammenarbeiten. Du gibst den „old Jew“ und ich erzähle Jokes.

Menasse: Das erinnert mich an das Joint Venture vom Huhn mit dem Schwein zur Erzeugung von Ham & Eggs. Das Huhn gibt ein Ei, das Schwein den Schenkel. Also ich verzichte lieber auf solche Geschäfte. Notabene, wo ich deine schlechten Witze ohnehin schon alle kenne.

Javor: Gut, dann reden wir über was Ernstes, zum Beispiel die vielen Komiker, die zu Wahlen antreten.

Menasse: Du meinst Grillo in Italien. Den finde ich nur mäßig lustig. Berlusconi ist der deutlich komischere Darsteller.

Javor: In Österreich würde ich gerne Joesi Prokopetz als Kandidat bei den Nationalratswahlen haben. Dann wüsste ich endlich, wen ich wählen soll.

Menasse: Was aber machst du, wenn Andi Vitásek als sein Gegner antritt? Dann stehen wir nämlich wieder in verschiedenen Lagern.

Javor: Ich will eigentlich gar keine politischen Kabarettisten im Parlament. Weder Vitásek noch Prokopetz, weder Maurer noch Dorfer sind zugelassen. Die haben ja alle eine weltanschauliche Meinung. Und so was hat in unserem Parlament keinen Platz.

Menasse: Aber unpolitische Clowns sitzen ja derzeit schon zur Genüge in wichtigen Positionen oder schicken sich an, die Ver-

steiermarkung des politischen Lebens voranzutreiben. Was hältst du von Niavarani als Kandidat?

Javor: Niavarani lasse ich knapp noch gelten.

Menasse: Als was? Als unpolitischen Kabarettisten oder als politischen Clown?

Javor: Wenn du mir solche schwierigen Fragen stellst, nehme ich ihn wieder von der Kandidatenliste.

Menasse: Vielleicht einigen wir uns einfach auf Felbl. Den können wir bei Versagen mit der Bahn nach Budapest wegschicken.

Javor: Wir müssen die Sache ernster behandeln. Ich habe dich doch so lange studieren und zum Spindocto ausbilden lassen. Du müsstest doch wissen, wie ein idealer Kandidat aussieht und welche Inhalte er braucht.

Menasse: Inhalte ist ein falscher Ansatz. Es geht ums Lächeln. Du musst täglich üben, damit deine Mundmuskulatur sich an stundenlanges, fortgesetztes Lächeln gewöhnt. Sonst kriegst du schnell mal einen Grinsekampf im Gesicht.

Javor: Umgekehrt musst du auch lernen, das Lächeln abzustellen. Denke nur an Kranzniederlegungen und Begräbnisse. Das stelle ich mir schwierig vor: Immer lächeln, plötzlich trauern.

Menasse: Bei Naturkatastrophen lenkt man gut vom Grinsen ab, wenn man grellgelbe Stiefel anzieht. Das ist dann schon die höhere Schule der politischen Kunst.

Javor: Ein idealer Kandidat lächelt also, trägt gelbe Stiefel und hat keine Inhalte. Wenn er doch einmal gezwungen ist, etwas

zu sagen, schreibt er einfach die Texte seiner Konkurrenten ab.

Menasse: Da muss man nur wegen der Plagiatsjäger aufpassen.

Javor: Die Plagiatsjäger haben noch nicht gemerkt, dass die Aussagen unserer Politiker vollkommen austauschbar sind. Wenn oben nicht steht, wer es gesagt hat, kann man es einfach nicht zuordnen. So könnten sie auch gar nicht feststellen, von wem das Original und von wem das Plagiat ist.

Menasse: Ich befürchte, das Abschreiben pflegen nicht nur Politiker und Studenten, sondern auch die Kabarettisten.

Javor: Das stimmt. Ich habe einmal einem Kabarettisten einen Witz erzählt. Er hat mich beglückwünscht, herzlich gelacht und im Aufstehen gesagt: „Der ist morgen von mir.“

Menasse: Gelbe Stiefel, immer lächeln, keine Inhalte, das macht den idealen Politiker. Ich sag dir was: Wir nehmen unsere violette Legende Toni Polster. Der kann wunderbar grinsen und sogar singen.

Javor: Aktueller wäre Austria-Trainer Peter Stöger. Er macht uns zu Meistern.

Menasse: Nein, ich widerspreche. Erstens scheint Stöger klug zu sein, das ist vollkommen unpassend für die Stelle und was mehr wiegt: Er hat schon mal bei Rapid gespielt, und das geht nun wirklich nicht.

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: Juni 2013

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudović (Chefin vom Dienst), Peter Menasse (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungs-nr.: 02Z033113M

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,00
Europäische Union: Euro 20,00
Außerhalb Europas: Euro 25,00

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0)676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 · Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
ת"ר



NEU: Doppellehre IT-TechnikerIn u. SystemtechnikerIn

Lehrgang zur Tagesmutter/ zum Tagesvater

Begabungsförderung 2. Lehrabschluss

Mütter-Intensivtraining IT-Technik und Büromanagement

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Technik
- Orthopädiotechnik

1-jähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schulstufe)

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis
(Sprachen, Buchhaltung u. Kostenrechnung, EDV)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150

**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Pessach Sameach!**